

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Edelweiskönig.

Eine Hochlandsgeschichte. Von Ludwig Ganghofer.

(Fortsetzung.)

Was hat denn der Bauer heut' — was hat er denn g'rad?" so ging es am folgenden Morgen unter den Dienstboten des Zinkenhofes mit flüsternder Frage von Mund zu Mund.

Als wäre Jörg durch lange, lange Zeit von seinem Hofe fern gewesen und in der verwichenen Nacht erst zurückgekehrt, so ging er rastlos überall umher, betrachtete alles und frug nach allem. Doch immer nur wenige Sekunden duldete es ihn auf der gleichen Stelle. Wenn er seine Dienstboten ansprach, sprang er vom einen aufs andere, und wenn er Fragen an sie stellte, ging er häufig davon, ohne die Antwort abzuwarten. Sein ganzes Wesen war Ungebuld und Unruhe. Hundertmal wohl im Laufe des Vormittages sah man ihn die Uhr aus der Tasche

ziehen, als schliche ihm die Zeit in unerträglich tragem Schneidengang dahin. Oft sah man ihn inmitten des Hofes stehen, mit erhobenem Kopfe, wie hinausschauend in unbestimmte Fernen, und häufig auch gewahrte man, wie er plötzlich ohne jede Ursache in sich zusammenfuhr und die schenen, ängstlichen Blicke nach der Straße, über das Haus und gegen den Garten irren ließ. Dabei geschah es manchmal, daß seine Blicke den forschenden Augen der Emmerenz begegneten, und dann fuhr es bald wie Röhre, bald wie Erblaffen über sein Gesicht.

Während der Nachmittagsstunden war er mit keinem Blick im Hofraum zu ersehen; Emmerenz mußte ihn suchen, um in einer wirtschaftlichen Angelegenheit seinen Willen zu hören.



Jagdhunde am Feuer. Nach dem Delgemälde von Anton Kowalski.

Als sie die Stube betrat, sah sie den Bauer und die Bäuerin vor dem Tische stehen; die beiden waren damit beschäftigt, allerlei Gewandstücke und Spinnwaren in einen Rucksack zu verpacken. „Ach hab' fragen wollen, Bauer —“ begann Emmerenz noch auf der Schwelle; aber sie kam mit ihrer Frage nicht zu Ende. Während die Bäuerin in ängstlicher Hast ein Tuch über die Gegenstände warf, die auf dem Tische lagen, fuhr Jörg, der über Guzi's Eintritt mehr erschrocken als erzürnt schien, die Dirne mit heftigen Worten an: „Was willst? Was hast denn jetzt auf amal in der Stuben herin zum suchen? Das taugt mir net — das Umstreuen am hellen Tag. Mach' weiter und schau, daß zu Deiner Arbeit kommt!“ Und da wußte Emmerenz in ihrer Verblüffung über diesen Empfang nichts Besseres zu beginnen, als wortlos und hurtig den Rückzug anzutreten. Eine Weile stand sie im Flur, nachdenklich vor sich niederblüend; dann ging sie topfschüttelnd der Posthür zu. Draußen begegnete sie dem Kommandanten, der sich mit zögernden Schritten von der Straße her näherte: er war ohne Gewehr und trug die „Feiertagsmontur“. Der Ausdruck ängstlicher Unbehilflichkeit, welcher auf seinen lauernden Zügen lag, war beinahe mitleiderweckend.

„Ist der Finkenbauer daheim?“ frug er die Dirne mit flüsternder Stimme, während seine schon verlegenen Blicke die Fensterrreihe des Hauses musterten.

„Ja, daheim is er schon — aber —“ erwiderte Emmerenz, den Nachsatz verschluckend, der ihr auf der Zunge gelegen.

Herr Wimmer rückte die Mütze in die Stirn und kraute sich den Hinterkopf. „Das ischt eine verfluchte Geschichte!“ murmelte er vor sich hin und betrat, mit vollen Backen blasend, die Schwelle.

Sachte klopfte er an die Thür; er hörte in der Stube ein hastiges Klüstern, rasch enteilende Tritte, und dann des Bauern laute Frage: „Wer is da?“

Herr Wimmer trat ein und fand sich wenig ermutigt, da er den Bauer bei seinem Anblick zurückaumeln sah, als hätte er einen Schlag ins Gesicht bekommen.

„Nix für ungut, Finkenbauer, nix für ungut — aber — aber ich hab' kommen müssen — ich hab' müssen — es hat mich nimmer g'litten —“ stammelte Herr Wimmer, während ihm der Schweiß in dicken Tropfen aus Stirn und Schläfen brach. Da er die steifen Blicke kampfhalt in die Dielen bohrte, konnte er nicht gewahren, wie Jörg seine Züge zur Ruhe, seine Lippen zu einem Lächeln zwang. „O mein Gott — gelt Finkenbauer, schreckliche Sachen hat's 'geben, seit wir uns nimmer g'sehen haben. Aber — Gott soll mir's bezeugen — ich, Finkenbauer, ich kann nix dafür, daß's so böß aus'gangen ischt!“

„Ach weiß schon, Herr Kommandant — Sie hätten's anders g'macht, wenn's anders zum machen wär' g'wesen — ich weiß schon — ich weiß schon — und — und was von Ihnen aus g'sehen is, hat g'sehen müssen — Sie sind ja ang'stellt dafür und haben g'schworen.“

Herr Wimmer traute seinen Ohren kaum, als er den Bauer solche Worte sprechen hörte. Ueber ihrem seinen stillen Plänen so hoch willkommenen Sinne überlah er völlig die hastige, zitternde, ängstliche, fast lauernde Art, in der sie gesprochen waren. Und als er nun gar die vor Staunen weit offenen Augen hob und den Bauer mit ausgestreckten Händen auf sich zukommen sah, wußte er vor Verblüffung und Verwirrung für sein Schnapstuch, mit dem er sich Stirn und Wangen trocknete, kaum die Tasche zu finden. Früher als sein Verstand kam seine Zunge zur Besinnung. Er faßte Jörg bei den Händen, zog ihn nach dem Tische und übersprandelte ihn mit Trostesworten und mit Versicherungen seiner Theilnahme und Freundschaft. Er beklagte Ferd's Schicksal und sprach unter Thränen, auf die er durch häufiges Wischen der Augen aufmerksam zu machen suchte, von dem plötzlichen Tode des „lieben, schönen Fräuleins Johanna“. Dann wieder erzählte er in überhasteten Worten von jenem traurigen Morgen. Er war dabei allzu sehr mit dem beschäftigt, was er in jenen „fürchtigen Stunden“ gedacht, empfunden und gethan, um ein Auge für die zitternde Unruhe zu haben, mit welcher Jörg ihm gegenüber saß.

„Aber jetzt — aber jetzt,“ unterbrach der Bauer plötzlich den Redestruß des Kommandanten, „aber jetzt, wo's aus is und gar mit ihm — was is nachher jetzt? Is jetzt a Ruh? Is jetzt a Fried? Sind s' jetzt g'frieden, die drin in der Stadt? Wird feiner mehr kommen und fragen, wie's war und wie's sein könnt?“

„No freilich — no freilich ischt jetzt a Ruh, no freilich ischt jetzt a Fried!“ betheuerte Herr Wimmer. „Was wollt' man denn da noch wollen, wo nix mehr zum haben ischt! Wo der Tod sein Wörte g'prochen hat, da steckt auch die G'rechtigkeit ihr Schwert in d' Scheid'. Da kann der Finkenbauer ruhig sein — ganz ruhig. Da hab' ich schon g'orget dafür, denn ich bin dem Finkenbauer sein Freund. Ja, ja — da hätt' der Finkenbauer nur amal den Bericht sein sollen, den ich aufg'legt hab' und neing'schickt in d' Stadt. Wenn S' da g'lesen hätten, wie ich die Sach' mit der Fluchtunterstützung darg'stellt hab', und alles Andere, was da noch drin g'standen ischt — nachher möcht'n S' mir alle beide Händ' drücken und möcht'n sagen: der Herr Kommandant ischt mein Freund, und dem hab' ich's zum verdanken, wenn jetzt a Ruh' ischt und a Fried'. Ja — so ischt die Sach' — da weist kein Mäusle mehr an Faden ab!“

Das Gesicht des Kommandanten erglänzte vor freudiger Erregung, als Jörg nun wirklich that, was ihm so nahe gelegt worden war.

„Ach dank', Herr Wimmer! Das vergiß ich Ihnen nie nimmer — nie in mei'm ganzen Leben!“ stammelte der Bauer mit schwankender Stimme, während er unablässig die Hände des Kommandanten drückte und schüttelte. „Und gelten S', Herr Wimmer, wie 's jetzt auch sein mag — und was kommt — wir Zwei bleiben gute Freund' mit einander!“

„G'wiß, Finkenbauer, g'wiß — alleweil gute Freund' — alleweil!“ versicherte Herr Wimmer, der sich bei der Wahrnehmung, welch' ein begehrter Gegenstand seine Freundschaft wäre, vor Stolz und Selbstbewußtsein ordentlich dehnte und streckte. In diesem Gefühle seiner Würde und seines Werthes begann er nun gar gnädig, so recht von oben herab gnädig mit Jörg zu reden. Als er sich endlich zum Abschied erhob, klopfte er Jörg vertraulich auf die Schulter und versicherte ihm zu wiederholten Malen, daß er „ganz ruhig“ sein und sich auf ihn verlassen könnte. Stolz erhobenen Hauptes stapfte er der Thür zu. Bei all seinem Selbstbewußtsein aber hätte es ihn stutzig machen müssen, wenn er das geringschätzende Lächeln gewahrt haben würde, mit welchem Jörg ihm bis zur Schwelle das Geleite gab, und wenn er durch die geschlossene Thür hätte sehen und hören können, wie der Bauer aufathmend sich emporrichtete und mit nickendem Kopfe vor sich hin murmelte: „Den hab' ich mir 'kauf't — den brauch' ich net zum fürchten!“

Bald nach ihm verließ der Finkenbauer den Hof, den schwer bevackten Bergsack auf dem Rücken.

Als am Abend die Nachbarsleute zum „Dreiß'gerbeten“ kamen und nach dem Bauer frugen, sagte ihnen die Mariann', daß ein dringendes Geschäft ihn nach einem weit entfernten Dorfe gerufen hätte, von wo er wohl erst nach einigen Tagen zurückkehren würde.

Fast eine Woche blieb er aus. Spät an einem Abende kehrte er zurück und betrat das Haus durch den Garten. Der Zufall wollte es, daß ihm Emmerenz mit einem Lichte im Flur begegnete. Als sie den Bauer betrachtete, meinte sie, er könnte eher von schwerer Arbeit zurückkommen, als von einer Fußreise und von Geschäften; wenigstens sahen seine schreudigen Hände und seine arg mitgenommenen Kleider darnach aus. In der Wohnstube brannte in dieser Nacht die Lampe bis in den Morgen hinein.

Tage und Wochen vergingen; das Leben auf dem Finkenhof schien wieder im alten Geleise zu rollen — und dennoch hatte es ein anderes Gesicht bekommen. Die Mariann', die sonst so resolut in ihrer Wirthschaft gehandelt und gewaltet hatte, war so still geworden, so in sich gefehrt; wer sie beobachtete, konnte gewahren, wie immer und immer ihre gutmüthigen Augen mit dem Ausdruck tiefer Sorge auf dem ergrauten Haupte ihres Mannes ruhten. Der hatte sich in seinem Wesen wohl ein wenig zum Besseren verwandelt; aber die schweigmame Zerstreutheit und eine Art „schreckhafter“ Unruhe waren ihm verblieben. Wenn die Eghalten darüber ihr Gerede führten, pflegte Guzi zu sagen: „Laßt's den Bauern in Fried! Der hat halt a Herz — und das tranert sich so g'schwind net aus.“

Häufig war Jörg vom Hause abwesend; entweder wanderte er mit dick angepacktem Rucksack die Straße hinaus, oder er fuhr in seinem einspännigen Bernerwägelchen davon, welches fast immer mit mancherlei Rüstchen und Schachteln beladen war; zumeist blieb er nur eine Nacht vom Hofe fern, manchmal aber auch durch

mehrere Tage. Diese Wege und Fahrten hatten stets eine triftige Ursache, welche für die Dienstboten durchaus kein Geheimniß war, ihnen im Gegentheil von der Bäuerin immer mit vertraulicher Genauigkeit klargelegt wurde. Bald war es ein Kauf- oder Zauschgeschäft mit Vieh und Pferden, was den Bauer vom Hofe entführte, bald ein Holzhandel, bald der nöthig gewordene Ankauf von Sämereien und Getreide, von Geräthen und Dingen für die Wirtschaft, bald Dies bald Jenes. Diese Wege und Fahrten häuften sich aber so sehr, daß trotz aller Triftigkeit nicht nur unter den Dienstboten, sondern auch im Dorfe ein Gemunkel darüber entstand. Auch hier war es Emmerenz, die ein erklärendes Wort gleich bei der Hand hatte: „Dahem, wo ihn Alles an die traurigen Tag' vermahnt, kann halt der Bauer sein Humor nimmer finden — drum sucht er ihn draußt um anand' und b'fort halt selber jetzt, was er sonst von Andere hat b'forten lassen.“

Bei Gelegenheit eines Kirchgangs gerieth sie einmal hart mit dem Ballt zusammen, der wirklich bei dem übel berüchtigten Leistenbauer in Dienst getreten war und nun offen das Gerede im Dorfe schürte und die Leute gegen seinen ehemaligen Dienstherrn hezte; als sie dem Bauer in entrüsteten Worten davon Mittheilung machte, schwiag Jörg eine Weile und sagte dann: „Ach dank' Dir, Enzi! Aber den Ballt laß reden — dem sein Reden thut mir net weh!“

Doch war er von nun an seltener vom Hause abwesend; daß er sich häufig in der dunklen Abenddämmerung durch den Garten davonstiehlt, mit schwer beladenen Schultern, und bei grauem Morgen wieder heimkehrt — das wußte ja nur die Mariann'. Viel begann sich Jörg in dieser Zeit mit seinen Kindern zu beschäftigen, die sich ihrerseits wieder eng und herzlich an den Vater angeschlossen. Waren sie doch mit der Beberl's seit langen Wochen gar nicht mehr zufrieden! Früher, wenn sie mit ihnen in der Stube oder im Garten beisammen geessen war, da war sie ein Kind mit den Kindern gewesen, hatte ihre Spiele getheilt und hatte ihnen stundenlang vorgeplaudert von Allem, was sie wußte, was sie in Herz und Köpfe trug. Jetzt aber war sie so schweigsam und verschlossen; aus einer Genosfin der Kinder war sie zur stillen Wächterin geworden; wenn die Kinder zu ihren Füßen spielten, saß sie mit verschränkten Armen oder mit im Schoße gefalteten Händen, aufstarrend zur Stubendecke oder hinausblinzelnd in ziellose Ferne; ernsther noch und träumerischer als früher staunten die dunklen Rehaugen aus ihrem lieblichen Gesichte, das manchmal blaß und durchsichtig war wie die Kelchblätter einer Schneecroie, dann wieder blühte und glühte in düstigem Roth wie ein Apfel bei beginnender Reife. Dabei streckte sich die Gestalt des Mädchens fast sichtlich von Tag zu Tag, und runder und voller wurden ihre Formen. Wenn auch nur Jörg allein diese plötzliche Wandlung zu versehen meinte, so fiel sie doch allen im Zinkenhofe auf. Ein Einziger nur hatte keine Augen dafür — der Dori. Beberl war ihm eben Beberl, und so, wie sie war, was sie ihm Alles.

Gar fleißig während all dieser Zeit sprach Herr Simon Wimmer im Zinkenhofe vor, wenngleich ihm Dori's Redereien diese Besuche recht sehr verbitterten. Der Burische hatte es bald gewittert, auf welch geheimen, absichtsvollen Wegen die „Verfluchte Geschichte“ wandelte, und da sann er nun allmächtig lange Stunden nach, welch einen Schabernak er am kommenden Morgen dem Didi wohl spielen konnte. Nedlich wurde Dori von Beberl unterstützt, um Herrn Wimmer's hoffnungsvolle Lanne zu trüben. Ein einziges Mal nur war es ihm gelungen, das Mädchen zu sprechen — und Beberl hatte nach dieser Unterredung, so kurz sie gewesen war, durch lange Stunden ein rothes Mal auf der Wange umhergetragen. Seitdem stoh sie wie ein gezeichnetes Reh in die verborgensten Winkel des Hauses, wenn sie vom Hofe her das bekannte, würdevolle Häuspern hörte, oder wenn Dori ihr die Ankunft des Gefürchteten meldete. In der Hoffnung, Beberl zu treffen, stellte sich Herr Simon Wimmer sogar manchmal beim „Dreiß'gerbeten“ ein; aber nur ein einziges Mal glückte es ihm, den Platz an Beberl's Seite zu erobern; so oft er dann wiederkam, fand er die Emmerenz zur Linken, den Dori zur Rechten des Mädchens. Dafür trug er aber vom letzten „G'sturtrant“, der am fünfundzwanzigsten Mai gehalten wurde, ein feiner „Bildung“ wenig entsprechendes Mäuschlein mit nach Hause. Die Leute wunderten sich damals, daß Jörg zugleich mit dem Rosenkranz für die Hanni auch die Gebete für den Ferkel

schließen ließ, für welchen doch nach Recht und Brauch zwei Tage länger hätte gebetet werden sollen. Das Benehmen des Zinkenbauern in dieser Sache hatte überhaupt manches Verwunderliche. Während er den Rosenkranz für die Hanni stets mit lauter Stimme mitzubeten pflegte, rührte er bei den Gebeten für den Ferkel keine Lippe, oder verließ wohl auch, wenn sie begannen, die Stube. Die Leute machten natürlich ihre Glossen — und die Weissen meinten: „Er züert sei'n Bruder noch im Tod — er kann's ihm halt net vergessen, daß er ihm d' Schandarm' rein'zügelt hat in sein rechtlichen Hof!“

So nahte Ende Mai.

Die Zeit der Almfahrt war schon nahe, und da stieg bei grauem Tage Emmerenz zu Berge, um Nachschau zu halten, wie ihre liebe Brändlalmhütte sich „g'wintert“ hätte und ob sie nicht durch die Lawinenstürze und Föhnstürme zu Schaden gekommen wäre.

Die Dirne kehrte von ihrer Bergfahrt früher zurück, als man erwartet hatte. In heller Aufregung suchte sie den Bauer und fand ihn in der Stube.

„Denk' Dir g'rad, Zinkenbauer,“ berichtete sie unter Thränen der Enttäuschung, „mein' ganze Hütten is ausg'raubt worden! 's eierne Defel haben f' rausg'rissen aus der Holzstube, 's ganze Kreiserbett haben f' davon, den Tisch mitsammt der Bank und die zwei Stühl', alles G'schirr, was droben g'wesen is über'n Winter, und — noch net g'nuag — mein' Herrgott haben f' mir mitg'nommen, die unchristlichen Galunken, und all meine Heiligenbildn dazu!“

„Ja was D' sagst — was D' sagst!“ that der Bauer ganz erschrocken und erzüert.

„Ja — und g'wiß vor a drei, vier Wochen muß die Rauberei schon g'sehen sein. A Nährten siehst gar nimmer net — und wo f' den Ofen rausg'rissen haben aus der ang'mauerten Wand, da sind die Riß' und Bruch' ganz alt schon zum anschau. Und an Schlüßel zur Hüttenhür müssen f' auch g'habt haben — oder es is gleich gar a Schloffer dabei g'wesen — denn an der Thür kannst gar nix sehen, daß 'was aufg'sprengt war — ganz schön is 's Schloß wieder zug'speret. So a Lumperei!“

Die Hände auf dem Rücken, wanderte Jörg in der Stube auf und nieder und schalt und wettelte, daß die Fenster klirrten. „Ja mein, Bauer — mit'm Schimpfen is gar nix g'holfen! Da muß 'was g'sehen! Was is denn — soll ich leicht zum Kommandanten 'nauslaufen, daß er herkommt und die Sach' zur Anzeig' nimmt?“

„Was? Anzeigen? Das wär' mir noch 's Rechte!“ fuhr der Bauer auf. „Daß ich zum Schaden den Spott auch noch tragen müßt! Meinetwegen sollen f' hin sein, die paar lumpigen Mark, wo das Sach' werth is — is mir lieber, als daß mich d' Leut' anschlagen thäten im ganzen Ort. Und drum brauchst weiter nix z' reden — ich laß Dir Dein' Hütten schöner wieder herrichten, als wie's z'erst g'wesen is!“

Das geschah nun auch in den nächsten Tagen, und zwar auf eine Weise, daß Niemand Ursache fand, nach dem Verbleib der alten Geräthe zu fragen.

Der Sonntag kam, an welchem im Wirthshause der Alm- tanz abgehalten wurde, eine Art von Abschiedsfeier für die Semnerinnen, die in den folgenden Tagen den Auftrieb nach den Almen vollführen sollten.

Da war es zur Nachmittagszeit, als Gidi von den Bergen niederstieg ins Thal. Von weitem schon hatten ihm die fröhlichen Tanzweisen, die johlenden Fauchzer und lustigen Gesänge entgegen. Was aber ging ihn all dieser Jubel an? Vierzehn volle Tage hatte er droben in seiner Jagdhütte verbracht; sein Mundvorrath war aufgezehrt, und um ihn zu erneuern, kam er nun niedergestiegen in das Dorf. Bei grauem Abend wollte er wieder hoch oben sein im schönen, geliebten Bergwald.

Doch als er am Wirthshause vorüberschritt, rief ihn der Wirth mit so freundlichen Worten an, und manch ein Bekannter winkte ihm mit dem Krüge den Willkomm' zu. Da konnte Gidi nicht anders. „No — meintwegen — auf a Stamperl!“ lächelte er und schritt auf die mit grünendem Birkenreis geschmückte Thür zu. Vielleicht zog ihn neben Durst und Höflichkeit doch auch noch etwas Anderes in das lustige Haus, denn mit forschenden Blicken musterte er die offenen Fenster des im oberen Stocke liegenden Tanzsaales.

Er betrat die Stube, deren Decke unter den Füßen der Tanzenden zitterte und dröhnte. Eine Weile währte es, bis er

mit „Gott g'segn's!“ und „Bergelt's Gott!“ von Krug zu Krug die Runde gemacht hatte. Dann ging er in die Schlafkammer der Wirthskleute, um seine Büchse in eine sichere Ecke zu stellen; daneben warf er den Rucksack auf die Dielen und hieß den Hund sich darauf niederhocken.

Schon wollte er die mit plaudernden und schäfernden Paaren verstellte Treppe zum Tanzboden emporsteigen. Da schlug durch die offene Hinterthür der Klang einer Cithre und ein Gewirr von lachenden Stimmen an sein Ohr, und aus all diesen Stimmen sicherte eine besonders hell und lustig empor.

Mit lauten Schritten eilte Gidi jener Thür zu; sie führte nach einem weiten, von einzelnen Bäumen durchsetzten Hofraume, den ein hoher Staketenzaun von der Straße trennte; in der Tiefe des Hofes war Brennholz in langen, plumpen Scheiten zu einer klastert hohen Mauer aufgeschichtet; rechts und links von der Thür standen im Schatten des vorspringenden Daches zwei Tische; den einen sah Gidi besetzt mit Burjchen, deren Gesichter von Trunk und Tanz geröthet waren; er zuckte mit keiner Wimper, als er Wallt unter ihnen gewahrte, der vor sich die klingende Cithre hatte. Mit stummem Nicken erwiderte er den grüßenden Zuruf einiger Burjche und steuerte gemächlichen Schrittes dem andern Tische entgegen, um welchen dicht gedrängt eine kleine Schar von Mädchen saß.

„Du — jetzt pass' auf — jetzt holt Dich Einer!“ sicherte eine schwarzhaarige Dirne und stieß dabei der neben ihr sitzenden Emmerenz den Ellbogen in die Seite.

„Geh', laß mir mein' Ruh' — Dein' Bottschaft is kein Puff net werth.“ brummte Enzi und verdrehte die Augen.

Da stand der Jäger schon vor ihr. „Was is, Emmerenz — probiren wir ein' mit 'nander? Hörst' es — an Ländlerischen spielen s' droben — das is mein' liebster — und nachher — der erste Tanz mit Dir — da kann nix fehlen!“

Emmerenz runzelte die Stirn, erhob sich langsam und legte ihre Hand in die dargebotene Rechte des Jägers. Während die Beiden so der Thür zuschritten, begann am andern Tische drüben die Cithre zu schwingen und zu klingen — mit heiserer Stimme fiel Wallt in die Weise ein:

„Der Bua, der is kurz,
Und sein Deandl net lang,
Und da sind die zwei richtigen
Engeln beisamm!“

Schallendes Gelächter erhob sich, denn es war unverkennbar, wem das Trunklied gelten sollte. Wallt aber sang weiter:

„Und die zwei sind schon g'recht,
Und die zwei passen z'samm,
Und das giebt Dir a Raß!
So laß wies a Daam.“

Das Lachen und Zohlen verstärkte sich, wobei alle Blicke an dem Jäger hingen. Eine unheimliche Blässe lag auf Gidi's Stirn und Wangen, ein drohendes Funkeln glomm in seinen Augen, aber sein Mund lächelte, und fester schlossen sich seine Finger, als er fühlte, daß Emmerenz ihre Hand aus der seinen zu ziehen versuchte.

„Und 's Deandl is kugelrund . . .“
so wollte Wallt von neuem beginnen, aber sein heiseres Kreischen wurde von der hellklingenden Stimme des Jägers übertönt, der in die Ländlerweise, welche durch die offenen Fenster des Tanzsaales herniedertönte, mit den Worten einfiel:

„Der Daber muß reis sein,
Nacht kann man 'n erst maach'n,**
Und a Dirsch, der vernirrt's net,
Wann 's Nasraban kraach'n!“

Lauter Beifall folgte dieser Strophe; selbst auf Enzi's Lippen erschien ein leises Lächeln der Befriedigung — rasch aber verschwand dieses Lächeln wieder, als sie die Antwort vernahm, welche Wallt der Strophe des Jägers folgen ließ:

„Und a Jaagertwech's-Bua
Und a Stallmagd dazu,
Und a rändiger Hund —
Is a gar schöner Bund!“

Lautlose Stille herrschte nach diesen Worten; das war keine Anspielung mehr, welche die Ansrede hätte zulassen können: „Ich hab' Dich net g'meint!“ — das war offene Beleidigung.

Dunkle Röthe goß sich über Enzi's Gesicht, die Thränen schossen ihr in die Augen, und dem Jäger ihre Hand entziehend,

* Tammen.

** Dann kann man ihn erst nähern.

stieß sie zornig hervor: „Schand' und Spott muß man auch noch erleben mit Dir — da such' Dir an Andere dazu!“

Mit irenen Blicken schaute Gidi der Dirne nach, als sie dem Plage zuschritt, von dem er sie gelöst hatte. Dann wandte er sich dem Knecht zu — sein ganzes Gesicht verzerrte sich, und in bläulicher Röthe schwoollen ihm die Adern — jetzt schlenderte er den Hut beiseite, warf mit einem ungeladenen Wuthschrei die Arme in die Luft und stürzte auf Wallt los, daß der Tisch ins Wanken kam, Cithre und Krüge mit Klirren und Klappern zur Erde flogen. Wallt hatte mit einem Fluche dem Angreifer den linken Arm entgegengestreckt, während in seiner geschwungenen Rechten das Messer blitzte.

Ein wildes Schreien und Kreischen erhob sich — schon aber hatte der Jäger Wallt's Arm erhascht, und den Burjchen mit sich niederreichend auf das Pflaster, schmettete er ihm die Hand, welche das Messer unflammert hielt, wider die Steine, daß mit Klatsch und Klirren die Klinge weit hinausflog in den Hof.

Droben im Tanzsaal verstummte die Musik, neugierige Gesichter erschienen an allen Fenstern, die Thür füllte sich mit herbeieilenden Leuten, Burjche und Männer stürzten auf die Ringenden zu, um sie aus einander zu reißen — aber wie ein wüthender Eber die verfolgende Meute, so schüttelte Gidi die Fäuste von sich ab, die über seine Arme und Schultern herfielen. „So — so — stehen willst auch noch — stehen, — so — stehen willst auch noch — leuchte und schrie er, indem er seinen Gegner emporzerzte von der Erde, „g'hörst Du da her — g'hörst Du unter Menschen — wart' — wart' — Dir zeig' ich, wo D' hing'hörst — wo D' hing'hörst — Du —“ und unter Würgen und Drosseln stieß und schleifte er den Knecht vor sich her dem Zaune zu, in dichtem Knäuel das ganze Rudel der Abwehrenden hinter sich nachziehend. Wallt schlug mit Händen und Füßen um sich, kratzte und biß — aber dieser wilden, von Wuth und Haß entfesselten Kraft gegenüber gab es kein Entrinnen. Mit jähem Ruck hob Gidi den Burjchen empor und wälzte ihn über die knackenden Staketen hinweg, daß er wie ein voller Sack auf die Straße plumpste und über Staub und Steine niederkollerte in die tiefer liegende Wiese. Wüthend erhob sich Wallt — „Wart', Jaager, das brock' ich Dir ein!“ knirschte er und verzog sich unter dem Gelächter der Leute hinter die nahen Haselnusttauben.

Lachend kehrten die Männer und Burjche zu den Tischen und in das Wirthshaus zurück; sie alle waren froh darüber, daß diese Sache, die ein so böses Gesicht gezeigt, einen so annehmbaren Ausgang gefunden hatte.

Gidi stand eine Weile, tief athmend, und wischte sich mit dem Joppenärmel die Wangen und das Gesicht. Dann schritt er geraden Weges auf Emmerenz zu.

„So, Deandl — der Weg is frei — jetzt komm' zum tanzen!“

„Gelt Du — laß mich in Ruh' —“

„Enzi!“

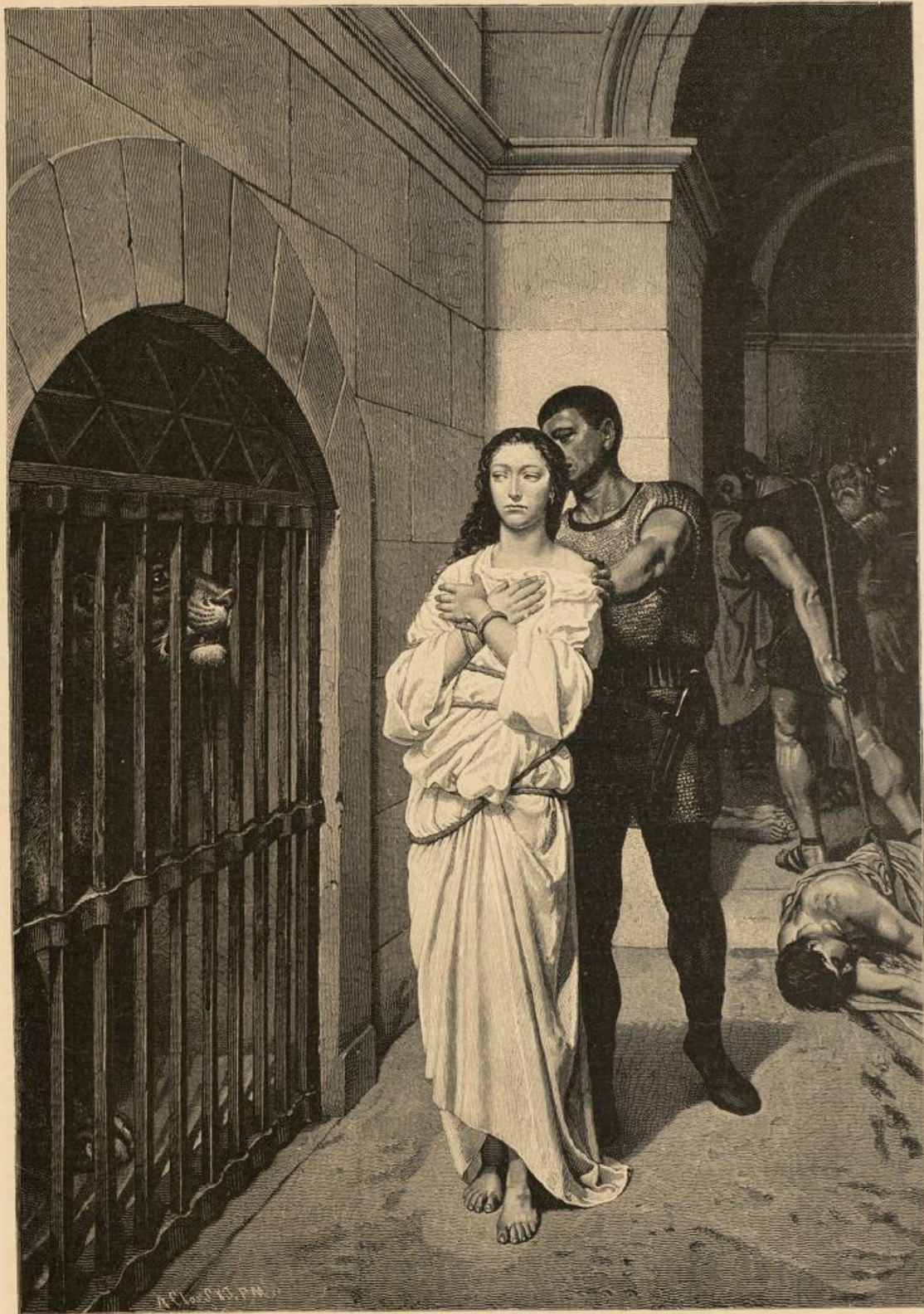
„Enzi — Enzi hat mein' Mutter zu mir g'sagt und kann mein Bauer sagen — für Dich heiß' ich Emmerenz. Und zum Tanz such' Dir an Andere — Du wüthiger Teufel, Du!“

„Schau' — aber grad mit Dir möcht' ich tanzen!“ stieß Gidi mit scharfer, bebender Stimme hervor und haschte dabei das Handgelenk der Dirne. Da half ihr nun kein Wehren und Sträuben — wortlos zog er sie mit sich fort in den Flur, und über die Treppe empor in den Tanzsaal. Mit Lachen und Röcheln drängten die Mädchen und Burjche sich ihnen nach. Für keinen Augenblick gab Gidi die Dirne frei; mit der linken Hand zog er sein Schnürbeutelchen aus der Tasche, öffnete es mit Fingern und Zähnen und warf einen Kreuzenthaler auf den Musikantentisch.

„An Ländlerischen!“ befahl er — und als die Weise begann, schwang er mit einem Wuthschrei den Hut, schraubte die Arme um Enzi's Hüften und wirbelte sie durch den niedrigen Saal, daß ihre Röcke nur so flogen und die dicken, rothblonden Zöpfe sich lösten von ihrem Haupte. Rings um die Wände stand Paar an Paar gereiht, und sie alle folgten mit ihren Blicken diesen Beiden. Gidi war ja bekannt als der beste und geschickteste Tänzer des ganzen Thales — und es war immer ein „Staat“, ihn tanzen zu sehen. Lauter Beifall begrüßte das Paar, als die Musik verstummte und Gidi unter einem letzten Wuthschrei die Dirne mit beiden Armen hoch aufschwang über seinen Kopf.

Stolz lächelnd blies Enzi, als sie wieder auf den Dielen stand, die hochrothen Backen auf und wollte ihrem Tänzer die Hand reichen, um sich aus dem Saale führen zu lassen.

ich noch
sie dem
undie er
und in
te er den
te in die
a, Githen
altl hatte
estemmt,
gte.
von aber
mit sich
o, welche
Klatsch
Gesichter
iellenden
zu, um
Eber die
ab, die
- stehen
noch —
erzte von
ischen —
- wo D'
stieß und
i dichten
chziehend.
o bist —
st gegen-
Bidi, den
Staketen
mpfte und
de Wiese.
brod' ich
ächter der
Tischen
über, daß
ehmbaren
e sich mit
schritt er
tanzen!"
und kann
Und zum
u!"
stieß
dabei das
ehren und
Flur, und
id Kichern
üre keinen
nd zog er
ngern und
tentisch.
e begann,
Arme um
daß ihre
sich los-
Paar an
en Beiden.
des ganzen
zu sehen.
verstummt
mit beiden
den Dielen
Tänzer die
1.



Die christliche Blutzeugin. Nach dem Delgemälde von A. Deloix.
Photographie im Verlag von G. Lecadre u. Comp. in Paris.

Gidi aber überjah die Hand. „Das war unser erster Tanz, Emmerenz,“ sprach er die Dirne leise an, — und ich mein' schier, unser letzter! Ich dank' Dir schön — und nig für ungut!“ Damit rückte er den Hut und stapfte davon.

Wenige Minuten später wanderte er schon mit langen Schritten dem Schloßberg zu, die Büchse auf dem Rücken, begleitet von seinem Hunde, der unter fröhlichem Gebell und mit spielenden Sprüngen seinen Herrn umkreiste. Im Finkenhoße aber war ein arges Verwundern darüber, als die Oberdirne lange vor „Betläuten“ schon vom Amtanz nach Hause kam, mit einem so fuchstufelswidren Gesichte, daß ihr alles Gesinde aus dem Wege ging.

Drei Tage verstrichen, und unter den Sticheleien der Dienstboten verschlimmerte sich Enzi's Laune noch. Am bittersten mußte Dori darunter leiden. Wie er seine Arbeit auch thun mochte, immer hatte die Oberdirne daran zu nörgeln und zu rädeln.

Um dieses einen Umstandes willen athmete Dori ordentlich auf, als der Morgen kam, an welchem der Antrieb zur Alm vollzogen werden sollte. Andererseits freilich war ihm das Herz gar schwer; denn dieser Morgen brachte ja den Abschied von Beverl. Als er bei grauendem Frühlicht in die Gesindestube zur Morgensuppe kam, hatte er ein ganz verschwollenes Gesicht und rothe Augen — und immer wieder fuhr er sich mit den Fäusten über die Wangen und unter die Nase, während er die siebzehn Schafe, die droben auf den Bergen seiner Luftstiege unterstehen sollten, aus dem Pferde in den Hof trieb, wo er den Mutterthieren die kugeligen Schellen, dem Widder die große Zeitlocke um den wolligen Hals befestigte. Inzwischen trieb die Emmerenz unter Schelten und Schreien die läutenden, brüllenden Kühe und die blöfenden Kälber vor dem Zaune auf einen Knäuel zusammen und fuchtelte dabei mit ihrem langen Haselnußstabe, wie ein Fuhrmann vor dem Knallen mit der Peitsche.

Inmitten des Hofes stand Mariann' in leisen Gespräche mit dem Bauer, der den Bergstod in Händen hielt und die schwerbepackte Krage schon auf dem Rücken trug.

Beverl lehnte, die beiden Kinder an ihrer Seite, am Geländer der Grät. Die eine Hand hielt sie in der Tasche ihres Röckchens vergraben. „Dori, Dori!“ hatte sie schon ein paarmal leise gerufen, aber so oft der Bursche in ihre Nähe kam, eilte er abgewandten Gesichtes an ihr vorüber.

Draußen im Hofe mahnte jetzt der Bauer die Emmerenz, daß sie doch das Schelten und Fuchteln lassen möchte; mit Ruhe käme sie rascher zum Ziele, und es wäre an der Zeit, mit dem Antrieb zu beginnen, wenn man vor der Mittagshitze die Bründlalm erreichen wollte.

Als Beverl den Jörgenvetter so drängen hörte, verließ sie die Grät, um Dori unter seinen Schafen aufzusuchen, und sprach den Burschen mit vorwurfsvollen Worten an: „Dan, Dori — möchtest gleich gar auf d' Alm auftreiben, ohne daß mir 'W'üt Gott! sagen thätst?“

„Ah na — ah na, Beverl,“ stammelte Dori und fuhr mit der schnuffelnden Nase in die Höhe, „ich wär schon noch kommen — g'wiß — ganz g'wiß!“

„No, jetzt brauchst ja nimmer kommen, jetzt bin ich ja da,“ erwiderte das Mädchen mit treuherzigem Lächeln. „Und — schau, Dori, da hab' ich Dir 'was 'bracht, das gibst Du mir mit auf d' Alm, weil mir doch auch schon so oft a Freud' g'macht hast!“ Dabei zog sie die Hand aus der Tasche und reichte dem Burschen ein winziges, aus dunklem Seidenstoff gefertigtes Säckchen, das an einer dünnen Schnur befestigt war. „Da — das mußst um Dein' Hals 'rumhängen — weißt — a heiligs Banwürczel is drinn, das b'schützt vor gachem Unglück und vor Zaubermacht — so hat mein Vaterl g'sagt, der wo mir's 'geben hat.“

Die diden Thränen schossen dem Burschen in die Augen. „Beverl — Jesses na — o mein Gott, o mein Gott — na, na — das kann ich net nehmen,“ stotterte er, griff aber hastig damit seinem Halse zu. Danken konnte er dem Mädchen nicht, denn das kleine Piesei faßte ihn bei der Zoppe und fragte: „Du, Dori, das dauert's noch lang', bis d' Edelweißbleameln blüh'n?“ „O nein — noch g'wiß a fünf a sechs Wochen,“ stotterte der Bursche und veruchte seinen Zoppenzipfel aus den Händen des Kindes zu ziehen.

Das Piesei aber hielt fest. „Gelt, Dori, wenn s' nachher blüh'n, nachher suchst mir eine, und wann D' abtragen thust, nachher bringst mir s', gelt? Und — und wann leicht dem Edelweißkönig sein Königbleamerl finden thätst, nachher bringst mir's auch, gelt, Dori — weißt, ich gib Dir schon was dafür.“ „Ja, ja, Piesei, is schon recht — aber laß mich nur jetzt g'rad a bißl aus —“

Weiter kam Dori nicht, denn der Bauer trat herzu und mahnte: „Schau, daß Dein' Krage in d' Höh' bringt! Es is an der Zeit!“ Dann redete er sich hoch auf und rief über die Herde hinweg: „Enzi — jetzt wird amal marichirt!“

„Ja, Bauer, ich bin schon g'recht!“ scholl die Stimme der Dirne entgegen.

Jetzt kam die Mariann' herbei geeilt. Sie hatte das Weibbrunnfesseln aus der Stube geholt, rief die Sennnerin und den Hüterbüben zu sich, besprenzte sie mit dem geweihten Raß und wünschte ihnen glückliche Almzeit.

Nun setzte sich der Zug in Bewegung. Der Bauer schritt voraus; ihm trottelten die Schafe nach, dann kamen mit Läuten und Brüllen die Kühe und Kälber, denen Enzi und Dori mit ihren hohen Kragen und langen Stäben folgten. Am Zaune glühte es dem Dori noch, Beverl's Hand zu erschauen; er sprach kein Wort dazu, er schnuffelte und schluckte nur unter Thränen. Doch als er die Straße erreichte, fuhr er sich mit der Faust über die Augen, schnalzte mit der Zunge und ließ einen Zuhdrei in die Lüfte schrillen, daß klingend von allen Bergen das Echo wiederlante.

„So is recht! So g'hört sich's!“ lächelte Mariann'; dann aber wandte sie sich mit ernstem Gesichte zu Beverl. „Daß sich d' Enzi gar net hören laßt! Ich weiß net — die zieht heuer mit e'm recht ungutem G'müth auf d' Alm — und — so 'was is net gut — für sie net und net für's Vieh.“ Und mit besorgten Blicken sah sie der Dirne nach, die hinter ihrer Herde einhertritt, als ging es weiß Gott wohin, nur nicht nach der Bründlalm, nach ihrem „liebsten Platzl auf der weiten Gotteswelt“.

Mit desto hellerem Gesichte blickte Dori der Höhe zu, der sie entgegen stiegen, und als der Zug den Frühlichthatten der ersten Bäume erreichte, begann er ein Jodeln und Zanzeln, daß es nur so wiederhallte im steilen, rauschenden Bergwalde. Als aber einmal der Weg am Höllbachgraben hart vorüber führte, verstummte der Bursche plötzlich inmitten eines Jodels und faßte die Emmerenz bei'm Arme: „Du — da schau — der Bauer!“ flüsterte er und deutete nach dem vom Gestrüpp überwucherten Hang, über welchen Jörg emporstieg, in der Richtung nach der hohen Platte.

„No ja — er wird halt droben a Vaterunser beten,“ meinte die Dirne.

„Du — han,“ fragte Dori nach einer Weile, „weßwegen hat er denn an dem Platzl, wo's Unglück g'schehen is, noch allweil kein Marterl aufrichten lassen? Das g'hört sich doch!“

Enzi zuckte die Schultern. „Was weiß denn ich? Und was geht's denn uns an, wenn der Bauer net thut, was der Brauch is? Das is sein' Sach' — net die unser'!“

Dori schwieg, runzelte die Stirn und schaute ihm Weiter schreiten dem Bauer nach, der zwischen hohen Büschen verschwand. Hätte er ihm noch weiter mit den Blicken folgen können, so würde er wohl zu der Ansicht gekommen sein, daß Emmerenz mit ihrer Meinung nicht das Richtige getroffen hatte. Wenigstens schien Jörg keine Eile zu haben, die Unglücksstelle zu erreichen. Als er sich aus dem wirren Buschwerk auf den freien, von Felsenklöfen überfäceten Hang gewunden hatte, verhielt er aufathmend die Schritte, setzte die Krage auf einen Stein und löste die Arme aus den Tragbändern. So stand er geraume Zeit und lauschte nach dem Wege hinunter, bis das Läuten, Blöfen und Brüllen der abwärts ziehenden Schafe und Kinder fern und gedämpft einherklang durch das dicke Gehölz.

Jetzt schlich er geduckten Leibes am Rande des Gebüsches entlang; als er den steilen Absturz erreichte, lauschte und lugte er wieder emporgerecten Hauptes — diesmal über die Schlucht hinweg der Richtung zu, in welcher die Jägerhütte stand. Dann las er drei faustgroße Steine von der Erde und steckte sie in die Zoppentafche. Vorsichtig stieg er über den Schluchtstrand auf einen Vorsprung nieder, der sich gleich einem Gesimse an der abfallenden Wand entlang zog; Steinschrauden, Felssetzen und kümmerndes Gesträuch boten für seine Hände den nöthigen Halt, während er langsam dem der Höhe zuführenden Gesimse folgte; wo dasselbe

näher an den Schluchtrand stieg, ging Jörg gebückt, als fürchte er die Blicke irgend eines Menschen, den Zufall oder Absicht etwa in die Nähe des Höllbaches geführt hätte. Achtam setzte er Fuß vor Fuß, und dennoch dämpfte das Krauschen, das aus der Tiefe quoll, kaum das Geräusch seiner Tritte. Der Firnenschnee, der unter Föhn und Sonne zur Frühjahrszeit die brausenden Gewässer durch die Höllbachschlände ins Thal geschickt, war längst zerschmolzen bis auf wenige, schmutzig graue Felder, auch war seit Wochen kein starker Regen mehr gefallen; der Höllbach näherte sich fast nur noch aus spärlich rinnenden Quellen, die mit Trüben und Kieseln über die steil abfallenden Wände ihren Weg in die dunkle Tiefe suchten. Wenn Jörg auf seinem gefährlichen Pfade das Rinnal solch einer Quelle passirte, wurde er übersprüht von dünnen Tropfen und weißlichem Wasserstaube. Endlich hielt er an; während er den linken Arm zu besserer Halte in eine Felschranke preßte, holte er mit der rechten Hand einen der drei Steine aus der Tasche und ließ ihn niederfallen in den Abgrund.

Hin- und widerprallend von Wand zu Wand, verichwand der Stein zwischen den in einander greifenden Felsgefügen, die den Blick in die Tiefe wehrten; ein Poltern und Rollen folgte, das mit einem dumpfen Klatschen ablosch. Im gleichen Augenblicke warf Jörg den zweiten Stein — dann stand er eine Weile lauschend und rührte wie zählend die Lippen, bevor er den dritten Stein von der ausgestreckten Hand in den Abgrund sinken ließ. Wieder folgte jenes Poltern und Klatschen, doch kaum es verhallt war, schwirte aus der Tiefe ein kirrender Laut empor; das klang, als wäre dort ein eiserner Stachel festig wider einen Stein gestoßen worden. Jörg nickte vor sich hin, als hätte er diesen Laut zu hören erwartet, und wandte sich zur Umkehr. Doch wenige Schritte nur hatte er gethan, als ein seltsames Geräusch

ihn niederblicken machte in die Tiefe. Unter den überhängenden Felsen kam ein weißer Vogel von Taubengröße hervorgefaltert, setzte sich auf einen von blasgelben Algen überwachsenen Steinvorsprung, öffnete wie gähnend den Schnabel, reckte schlagend die Schwingen und ließ sich mit krächzender Stimme vernehmen: „Ehi, do, do, a do, Ehi, Ehi.“

„Ja gehst net — gehst — gehst, Du — gicht, gicht, gicht!“ kufferte Jörg und suchte mit suchtelndem Arme den Vogel zu verischen. Der aber rührte sich nicht vom Fleck; hurtig wendete er den Hals hin und her, lugte bald mit dem einen, bald mit dem andern seiner kleinen schwarzen Augen zu Jörg empor und plapperte dazu: „Do, Görqi, do, a do, gedegg gedegg.“

Mit ungedulbigen Fingern bohrte Jörg ein Steinbröckchen aus einer morschen Stelle der Felswand und schlenkerte es mit scheuendem Bischen nach dem Vogel; der hüpfte erschrocken empor und ließ dabei seine Stimme vernehmen, daß es halb wie zorniges Gackern, halb wie Gelächter erklang; dann breitete er die weißen Schwingen und schwebte in freisendem Falle der Felspalte zu, aus der er emporgefaltert war.

Eine Weile noch lauschte Jörg wie in ängstlicher Besorgniß in die Tiefe nieder, dann trat er den Rückweg an. Als er den Stein erreichte, auf welchem seine Kraxe stand, löste er die Verschmürung derselben, zog einen schweren, mit grobem Tuche umwickelten Pack hervor und schlich mit ihm einer dichten Stelle des Gebüsches zu. Hier hob er von der Erde mit schwerer Mühe eine Felsplatte empor, unter welcher eine kleine Höhlung zum Vorschein kam: in diese legte er den Pack und deckte die Platte wieder darüber. Dann kehrte er zu seiner Kraxe zurück, lud sie auf seine Schultern und folgte mit rüstigen Schritten dem Wege nach der Bründlalm. (Fortsetzung folgt.)

Römische Cäsaren.

Von Johannes Scherr.

I. Tiberius.

Tiberius tristissimus, ut constat, hominum.
(Tiberius war, wie bekannt, der schmerzträchtigste der Menschen.)
Silius der ältere.

1.

Im Jahre 14 der christlichen Zeitrechnung, am 19. August, ist zu Nola in Campanien Gaius Julius Cäsar Octavianus Augustus gestorben, der Mäcker seines von der republikanischen Aristokratie Roms ermordeten Großvaters, der Begründer nicht, aber der Feststeller und Ausbauer der römischen Monarchie. Der nahezu siebenundsiebzigjährige Kaiser — denn er war es, welcher den Namen Cäsar zuerst im Sinne des kaiserlichen Herrschertitels trug — hatte seinen Stief- und Schwiegerjohn Tiberius, welcher sich in Brundisium nach Asien einschiffte, bis nach Beneventum begleitet und war von dort nach Nola gereist. Hier erlitt er einen heftigen Rückfall in die Dysenterie, welche er sich unlängst durch eine Verköhlung in Astura zugezogen hatte, von der er aber während eines Aufenthaltes in Neapel und auf der Insel Caprea, einer Privatbesitzung der cäsarischen Familie, scheinbar vollständig genesen war.

Seine Umgebung erkannte bald, daß es verzweifelt um ihn stände, und die Kaiserin Livia jagte ihrem Sohn Tiberius Eilboten nach, um den mutmaßlichen Thronerben an das Sterbebett des „Herrn der Welt“, des „imperator urbis et orbis“, zurückzuholen. Er kam. Ob aber noch rechtzeitig, ist fragwürdig, wenn schon einer der Hauptquellenschriftsteller, aus welchen wir, der vielen und nur allzu begründeten kritischen Bedenken ungeachtet, römische Kaisergeschichten schöpfen müssen — Sueton — mit Bestimmtheit versichert, Tiberius habe seinen Stief-, Schwieger- und Adoptivvater noch am Leben getroffen und in langem Geheimgespräch die letzten Willensbestimmungen desselben empfangen.

Augustus täuschte sich keineswegs über seinen Zustand und nicht allein mit ruhiger Gelasstheit, sondern sogar mit heiterer Ironie sah er dem letzten Augenblick entgegen. Dieser Mann hatte ja alles genossen, was die Erde selbst dem kühnsten Begehren zu bieten vermag. Er war einer jener großen Verbrecher der sogenannten Weltgeschichte, —

„Die stört nicht im Innern
Bei lebendiger Zeit
Ruhloses Trümmern
Und vergeblicher Streit“ —

einer jener Weltkomödianten, welche eine Laufbahn voll Frevel und Ruchlosigkeit nur als eine Rolle fassen und führen, deren Text, so bilden sie sich ein, das unwiderstehliche Schicksal selber gedichtet habe. Die Erinnerung an die Myriaden von Menschenopfern, die er der Erlangung und Festhaltung seiner Kaiserkrone dargebracht hatte, beeinträchtigte gewiß nie weder seinen Appetit noch seinen Schlaf. Es ist ihm sicherlich nie eingefallen, seine Füße darauf anzusehen, ob von den Blutströmen, die er durchwaten hatte, um zum Kaiserthron zu gelangen, kein Roth daran haften geblieben. Er nahm sich niemals Zeit zu Bewußtseinsbissen und dergleichen unpraktischem Zeug mehr. Er hatte genug zu thun, gut zu schauspielern. Mit vollendeter Heuchelei mußte er den Leuten weiszumachen, das ihnen von ihm auferlegte Joch wäre leicht. Seine Monarchie heuchelte immerzu noch die Republik, deren Formen und Formeln er ja bestehen ließ. Im übrigen war diese Monarchie, welche wenigstens Ordnung und Sicherheit schuf, eine Wohlthat. Wie wäre auch in diesem Rom, wie es durch die Gräuel der Zeit des Marius und Sulla, weiterhin durch die Bürgerkriege während der beiden Triumvirate geworden, die Republik, eine wirkliche Republik, noch eine Möglichkeit gewesen? Schon der bloße Gedanke war Narrheit.

Ja, mit Gelassenheit und Humor erwartete der Kaiser das Ende, als ein Mann, der bis in seine Fingerringe hinaus überzeugt war, daß mit dem Tod alles aus und vorbei. Konnte der, welcher mit Antonius und Lepidus zusammen die fürchterlichen „Proscriptionslisten“ entworfen hatte, an eine Fortdauer nach dem Tode, an eine jenseitige Vergeltung glauben? Nein. Die Märchen vom Elysium und vom Tartarus, welche der geschmeidige Hofschauspieler Vergil in so wohlklingende Verse gebracht, waren ja ganz gut als Unterhaltungsfäßel für müßige Stunden; aber daran zu glauben, das konnte selbstverständlich nur dem Pöbel zugemuthet werden.

Am Morgen seines letzten Tages fragte der zum sterben Bereitete, ob man in der Stadt von seinem Zustande Kenntniß hätte und ob sich die Leute darüber beunruhigten. Als man ihm

gesagt, alles ginge in Rola den gewohnten Gang, hieß er einen Spiegel bringen und ließ sich kritisieren. Dies geschah, richtete er an die sein Lager umstehenden vertrauten Höslinge die Worte: „Sagt einmal, Freunde, habe ich die Pöffe des Lebens anständig (commode) durchgespielt?“ fügte dann mit leiser Stimme aus dem Epilog zu einer griechischen Komödie die Verse hinzu:

„Wenn das Stück euch hat gefallen,
Nun, so laßt den Beifall schallen!“

ließ sich in die ausgestreckten Arme der Livia fallen, sagte dieser Frau, welche er sehr geliebt und wohl auch ein bißchen gefürchtet hatte, noch ein zärtliches Wort und verschied.

Tiberius Claudius Nero, der Stief-, Schwieger- und Adoptivsohn des Todten, war jetzt Princeps, Imperator, Cäsar. Denn seine Nachfolge im Besitze der höchsten Macht über den römischen Staat und damit über den „Erdfreis“ ging ohne Schwierigkeit vonstatten, obzwar der römische Adel den neuen Herrscher sehr scheel ansah. Diese mit leicht zählbaren Ausnahmen bis zum Angefaulsein verderbte Aristokratie war durch Augustus so gezähmt worden, daß die Söhne und Enkel und Betten derer, von welchen Julius Cäsar umgebracht worden war, alles Ernstes an den „göttlichen“ Ursprung glaubten, welchen die höfische Poesie, wie sie im „augustischen Zeitalter“ aufgefunden, dem julischen Geschlechte, das seine Herkunft vom sagenhaften Trojaner Aeneas ableitete, unterthänigst angeschmeichelt hatte. Der neue Kaiser war kein Julius, sondern nur ein Claudier und das ist ihm von den römischen Legitimisten niemals verziehen worden. Er galt diesen Junkern, welche ihren Legitimus wunderlich mit Republikanismus zu verquicken liebten, als ein Eindringling. Und um wie viel mehr vollends den Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses!

Hier liegt zweifelsohne die Wurzel des schlechten Rufes, welchen man in den Kreisen der römischen Aristokratie dem Tiberius zurechnete, lange bevor er denselben verdiente. Hier wurden die Farben gerieben und gemischt zu jenem Bild eines Ungehens, einer Verkörperung des Begriffes „Tyrann“, als welches und als welche das Alterthum den Sohn der Livia den spätern Zeiten überliefert hat. Und so gewaltig war die Wirkung und Nachwirkung des Hasses, welchen der römische Adel dem Nachfolger des Augustus vom Anfang an trug, daß sogar der hohe Geist eines Tacitus der Ueberlieferung sich beugte und die Erscheinung des Tiberius mit einer Voreingenommenheit und Einseitigkeit ansah und behandelte, welche die moderne Kritik dem großen Geschichtschreiber nachwies und mit Recht zum Vorwurf machte. Schon der geistvolle französische Skeptiker Montaigne hat im 16. Jahrhundert den Anstoß zu solcher Kritik gegeben und merkwürdig ist auch, daß Napoleon I. J. 1804 gegen Fontanes über die Mängel der taciteischen Geschichtschreibung sich ausließ, welche seither durch deutsche Kritiker wie Krüger, Sievers, Höp, Wietersheim, Stahl, Herzberg und andere, sowie durch englische wie Thue und Merivale allseitig untersucht und erörtert worden sind. Die Quelle dieser Mängel ist gewesen, daß Tacitus ein überzeugter aristokratischer Republikaner oder republikanischer Aristokrat war, welcher ehrlich und fest glaubte, mit der Unterwerfung der römischen Aristokratie durch die cäsarische Monarchie hätte der unaufhaltsame Untergang des römischen Staatswesens angebahnt. Unter diesem Gesichtspunkt hat er auch den Tiberius und dessen Regierung angesehen. Aber die berühmte Schilderung dieser Zeit in seinen „Jahrbüchern“ ist keineswegs folgerichtig durchgeführt. Denn nicht selten richtet sich doch der Geist der Wahrhaftigkeit in dem „großen Koloristen“ gegen die Zumuthungen vonseiten der Parteiborntheit und der Klatschtradition entschlossen auf. Dadurch kam Ungleichheit und Unfolgerichtigkeit in das Gemälde. Wäre Tacitus konsequent verfahren, so hätte er, welcher nicht nur im politischen, sondern auch im ethischen, also im besten Sinne ein Aristokrat war, den Tiberius eigentlich sympathisch angesehen und behandeln müssen. Denn der Kaiser, obgleich mit Abrechnung seiner letzten Regierungsjahre einer der besten Regenten, welche Rom jemals gehabt, war bei der urtheilslosen Menge, der er etwas vorzuschau spielen verschmähte und deren Günst oder Abgunst er gleichermaßen stolz verachtete, im höchsten Grade unpopulär. Die Menge will beschmeichelt und mit schönen Worten geföbert sein. Der Erzherzher Augustus hatte das wohl gewußt und sehr geschickt betätigt. Sein schwermüthiger Nachfolger verschmähte diese kleinen, aber für einen Monarchen immer-

hin großen Künste und Kniffe und blickte mit der gleichen Gleichgültigkeit auf den Haß der Junter wie des Pöbels herab.

Schweremüth war diesem Mann an- und eingeboren. In die Menschenverachtung hat er sich erst eingelebt. Und sie galt auch nur seinen Zeitgenossen. Bezeichnend sagt Tacitus: „Ihm lag weniger der Beifall der Mitlebenden als die Anerkennung der Nachwelt am Herzen.“ Gewiß kein unedler Ehrgeiz.

Die gäng und gäbe Vorstellung von Tiber wird sich gegen die Thatfache sträuben, daß er in der Blüthe seiner Männlichkeit für einen der schönsten Männer Roms galt. Seiner aus dem Alterthum herabgelommenen Porträtbüste zufolge, welche das vatikanische Museum bewahrt, war dieser Ruf wohlgerichtet. Mag auch das Marmorbild des Prinzen etwas idealisirt sein, immerhin zeigt es uns einen edelgeformten Kopf und ein feingedchnittenes, geistvolles Antlitz, über welches ein Hauch von Melancholie geblüht ist. Einen ganz andern Eindruck erweckt eine Porträtbüste, welche, im Museo Nazionale in Neapel zu finden, den altgewordenen Kaiser darstellt, gewitterdüster, um die gekrümmten Lippen einen schneidenden Zug von Sceptis, das ganze Gesicht wie von einer verderbträchtigen Wolke von Haß und Hoffn beschattet.

Wie er in diesen Bildnissen erscheint, so stand der junge und so der alte Tiberius in der Geschichte Roms — erst ein jugendlicher Heros, dann ein greiser Dämon, welcher viel, sehr viel gelitten und das Aller schlimmste erfahren haben mußte, um das zu werden.

Seine ganze Erscheinung ist keineswegs so räthselhaft, wie sie der oberflächlichen Betrachtung allerdings erscheinen mag. Um den gewordenen Tiberius zu begreifen, muß man den werdenden kennen. Der Knabe und Jüngling kann und soll uns den Mann und Greis erklären.

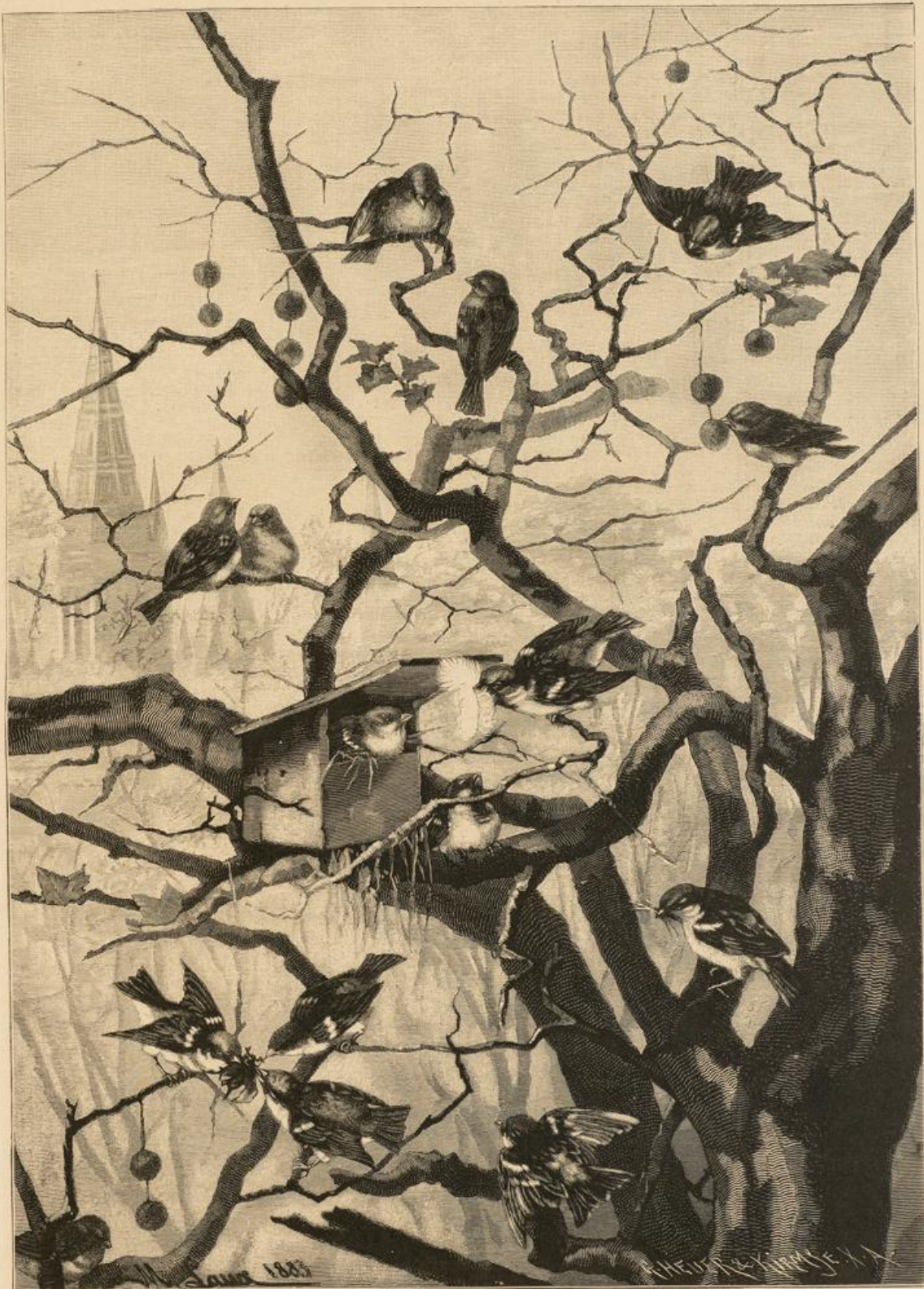
2.

Tiberius stammte von väterlicher und mütterlicher Seite aus dem hocharistokratischen Geschlechte der Claudier, welches, ursprünglich aus Sabinum nach Rom eingewandert, zu verschiedenen Zeiten in der römischen Geschichte eine so vortretende Rolle gespielt hatte, daß seine „Stemmata“ (Ahnentafeln) fünf Diktatoren, zwanzig Consuln und sieben Triumphatoren aufwies. Im gleichen Maße jedoch, wie sich die Claudier durch ihre Verdienste um den Staat berufen, hatten sie sich durch ihren unbändigen Stolz und junckerhaften Hochmuth verurtheilt gemacht. Tiber's Vater, Tiberius Claudius Drusus Nero, hatte als der Charakterischwächling, welcher er war, den Ruf seines Hauses nicht gemehrt. In den Bürgerkriegen war er zweifelhaftlich von einer Partei zur andern geschwankt. Erst ein Genosse des Brutus und des Cassius, dann ein Mitkämpfer des Sextus Pompejus, hatte er seinen Frieden mit dem Triumvir Antonius gemacht und unterwarf sich dann schließlich dem Octavian.

Jahrelang hatte er in Folge der angebotenen Parteistellungen mit seiner jungen Gattin Livia Drusilla, von ebenfalls claudischer Abkunft, ein abenteuerliches Kriegs- und Wanderleben geführt und auf einem dieser Züge hatte ihm die erst vierzehnjährige Livia am 6. November des Jahres 41 v. Chr. seinen Erstlingssohn Tiberius geboren. Der Vater mußte häufig große Mühen und Drangsale bestehen, um Mutter und Kind vor den Soldaten des Octavianus zu retten, desselben Octavianus, den ein „wunderbares Spiel des Schicksals“ später zum Gatten der Livia und zum Adoptivvater Tiber's machte.

Livia, wohl zu schmeichlerisch als die schönste Frau ihrer Zeit gepriesen, aber fraglos eine der klügsten, eine kalte und berechnende Natur, war achtzehn Jahre alt, als sie die Blüthe des fleigreichen Triumvir Octavian auf sich zog, welcher ein ebenso großer Weiberjäger als Männervertilger gewesen ist. Er merkte bald, die schöne Livia wäre zu klug, ihn anders als durch Heirat in ihren Besitz gelangen zu lassen. Er beschloß also, sie zu heiraten. Freilich war auch er bereits verheiratet, allein derartige Hindernisse wurden im damaligen Rom für gar keine angesehen. Octavian verließ seine Gattin Scribonia, verließ sie an demselben Tage, wo sie ihm seine Tochter Julia gab, welche nachmals so fürchterlich verurtheilt, aber immer noch schlechter war als ihr Ruf. Zugleich befehlt der Allgewaltige dem Tiberius Claudius Drusus Nero, sich ebenfalls von seiner Frau zu scheiden.

Gleich-
 ren. In
 sie golt
 : „Zhm
 rkenning
 ich gegen
 unlichtheit
 aus dem
 lche das
 chtfertig.
 stit sein,
 ein sein-
 uch von
 ver macht
 eapel zu
 um die
 das ganze
 Hafj und
 ver junge
 erit ein
 viel, sehr
 wiste, um
 haft, wie
 mag. Um
 werdenden
 en Mann
 Seite aus
 ches, ur-
 chiedenen
 Rolle ge-
 stitoren,
 m gleichen
 e um den
 Stolz und
 Tiberius
 welcher
 n Bürger-
 ndern ge-
 nus, dann
 n Frieden
 sich dann
 istellungen
 Is claudi-
 leben ge-
 ehnjährige
 Erillings-
 oße Mäh-
 Solbaten
 „wunder-
 Qivia und
 Fran ihrer
 e und be-
 Blide des
 ein ebenjo
 Er merkte
 arch Heirat
 jo, sie zu
 allein der-
 keine an-
 verstieß sie
 war, welche
 echter war
 n Tiberius
 zu scheiden.



Im Spähenklub.
 Nach dem Delgemälde von Marie Lang.

Dies geschah und der gehorsame Ehemann trieb die Gefälligkeit so weit, daß er, so zu sagen, den Brautführer machte, als Octavian mit der Livia Hochzeit hielt. Drei Monate später gebar sie den Claudius Drusus Nero, welchen Sohn Octavian dem ersten Gemahl seiner Frau zustellen ließ. Tiberius Claudius Drusus Nero starb unlange darauf, nachdem er den Octavian zum Vormund seiner beiden Söhne Tiberius und Drusus bestellt hatte.

Tiber's Kindheit und Jugend war eine nichts weniger als glückliche und es bewahrheitete sich an ihm auch der göttliche Ausspruch, daß niemand die ersten Eindrücke des Daseins je zu verwinden vermöge. Erst neun Jahre ist er alt gewesen, als er, römischen Gebrauche gemäß, seinem Vater auf dem Forum die Leichenrede halten mußte. Von Natur schon und verschlossen, wie er war, konnte sein Aufenthalt im kaiserlichen Palatium ihn immer nur mißtrauischer gegen sich selbst und gegen andere machen. Er vereinsamte schon als Knabe. Zwar seine Mutter liebte ihn und baute, wie nicht zu bezweifeln, auf die unverkennbarst bedeutenden Geistesgaben ihres ältesten Sohnes um so mehr hochfliegende Pläne, als ihre Ehe mit dem Cäsar Augustus, wie Octavian jetzt hieß, kinderlos blieb. Aber sein Stiefvater konnte ihn nicht leiden und zog ihn nicht nur, wie natürlich, die eigene Tochter Julia, sondern auch seinen jüngeren Bruder Drusus augenscheinlich weit vor. Tiberius fühlte, daß er überflüssig, daß er diesen und jenen im Wege. Das machte ihn ungesellig und, weil er sich nicht an den Leuten abschleifen konnte, edig und steif in seinem Gebaren. Dazu kam, daß er infolge der Frühreise seines Verstandes wie infolge der Verhältnisse schon in Knabenjahren ein scharfer Beobachter wurde, und was er in seiner Umgebung vom Thun und Treiben der Menschen sah, mußte in seiner Seele den Keim der Menschenverachtung und des Menschenhasses entziehen und wachsen machen.

Schon frühzeitig hieß er seines unjugendlichen, ersten und zugewandtesten Wejens wegen bei Hofe spöttlich „der Alte“. Gerechter wäre es gewesen, ihn einen „Reifen“ zu nennen. Denn schon als Jüngling war er zu einer geistigen Entwicklung gelangt, welche ihn fraglos zu den gebildetsten Männern seiner Zeit stellte. Und das muß man dem Augustus nachsagen, daß er, obzwar er es nur seiner Frau zuliebe that, unvorsichtig und treulich dafür besorgt war, seinem Stiefsohn alles zuzulassen zu lassen und zu gewähren, was zu Entfaltung der glänzenden Anlagen desselben beitragen und ihn zur späteren Uebernahme der wichtigsten Stellen und Aemter befähigen und tüchtig machen konnte. In Jahren, wo andere Knaben das Leben nur erst für einen Tummelplatz für Knabische Spiele ansehen, wurde Tiber schon in das Verstandniß von Staats- und Kriegsgeschäften eingeführt und zur Handhabung von Verwaltungssachen und militärischen Aufgaben angeleitet.

Daß er und was er gelernt, hatte er schon als Neunzehnjähriger zu zeigen Gelegenheit. Da machte er als Brigadegeneral — denn diesem modernen Officiersrang entsprach etwa der eines römischen Kriegstribuns — den ersten Feldzug mit, gegen die Kantabrer in Spanien. Von da an ist er viele Jahre lang fortwährend, im Krieg und im Frieden, an der Verwaltung des

römischen Weltreichs in vorragender Weise theilhaftig gewesen. Im Alter von vierundzwanzig Jahren leitete er einen Feldzug in Armenien. Zwei Jahre später wurde er zum Civil- und Militärstatthalter von Gallien, also zur Regierung einer der wichtigsten Provinzen des Reichs berufen. Dann wieder hatte er in Bannonien (Ungarn und Dalmatien) den Heerbefehl zu führen und in allen diesen mit großer Verantwortlichkeit, mit vielen Anstrengungen, Gefahren und Mühsalen beschwerten Aemtern gelang es ihm, mehr und mehr das Vertrauen seines kaiserlichen Stiefvaters, sowie die Zuneigung seiner Untergebenen und die Achtung der öffentlichen Meinung zu gewinnen.

Wir besitzen dafür Zeugnisse von unzweifelbarer Echtheit. Viel schon hatte es zu bedeuten, wenn ein junger Mann in Tiber's Stellung, ein Prinz des kaiserlichen Hauses, im damaligen Rom ein geregeltes und wohlkündiges Leben führte. Im damaligen Rom, diesem ungeheuren Kaiserstuhl, dessen glühend-schillernde Oberfläche zwei bekannte Gedichtesammlungen des Zeitgenossen Ovid („Liebschaften“ und „Liebeskunst“) verführerisch genug widerspiegeln. Kein Zeitgenosß Tiber's, überhaupt keiner unserer antiken Gewährsmänner weiß uns von Ausschweifungen des jungen Prinzen zu melden. Dagegen war seines Lobes voll ein so kassischer Zeuge wie Horaz, wohl der feinste Menschenkenner, der uns im ganzen Bereiche der römischen Literatur begegnet. Wenn seine Beziehungen zum Hofe und insbesondere zu seinem Wohlthäter, dem kaiserlichen Minister Mäcenas, ihn zwangen, gelegentlich dicke und nicht sehr wohlwundende Weisröcke vor der Nase des Augustus aufsteigen zu lassen, so hat er sich doch anderwärts, wie seine Satiren und Episteln beweisen, die Freiheit des Urtheils und den Freimuth des Wortes durchaus bewahrt. In den zuletzt erwähnten seiner Werke hat er Beweise seiner Hochachtung für Tiberius niedergelegt, welche, fern von jeder Uebertreibung, schon durch die Einfachheit des Ausdrucks ihre Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit bezeugen. An einer Stelle kennzeichnet er den Prinzen als mannhaft und biedert („fortem bonumque“), an einer andern nennt er ihn gut und ruhmreich („bonus clarusque“), an einer dritten preist er ihn als den tapfern Besieger der Armenier („Claudi virtute Neronis Armenius cecidit“).

Also war mit der Zeit in das Dasein Tiber's mehr Sonnenchein gekommen. Der hellste Strahl desselben kam aus seiner glücklichen Ehe mit der Tochter von des Augustus berühmtem General und Minister Agrippa aus dessen erster Ehe mit einer Tochter des als Cicero's Freund bekannten Mitters Atticus. Diese Dame, Bipsania Agrippina, mit welcher der Prinz frühzeitig vermahlt worden, nennt Sueton eine vortrefflich zu ihm passende Frau („bene convenientem“). Tiberius liebte sie innig und dieser Ehebund war einer der wenigen, der sehr wenigen in Rom, welcher für die verschiedenen daselbst aufgethanen „Kaiserlichen“ kein Abhandlungsthema abgab. Bipsania hatte ihrem Gatten einen Sohn geboren, welchem er seinem Vater und seinem Bruder zu Ehren den Namen Drusus gegeben. Sie ging mit ihrem zweiten Kinde, als es dem Augustus beliebte, das Glück der Gatten brutal-gewalttham zu vernichten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein wunderlicher Heiliger.

Novelle von Hans Hopfen.

(Fortsetzung.)

Es ist manchmal verblüffend, wie zwei Menschen in derselben Zeit, ja fast in derselben Stunde, ohne daß einer dem andern ein Sterbenswort mittheilt oder zielende Anregung zugehen läßt, auf denselben Gedanken, auf den nämlichen Entschluß verfallen. Gewisse Ideen liegen in der Luft, und greift sie der Eine heraus, hat sie der Andere schon in der Hand.

Vater Otto hatte sicher kein Wort mit Vater Latschenberger in der Sache gewechselt, die seiner Freundin heilig war. Ja, sie wußte gewiß, daß Einer den Andern seit Wochen nicht gesehen, und daß der Vater über seines Neffen Ausbleiben sich ärgerte. Und doch, wie kam er nur auf denselben Einfall?

Er hatte sich schon einige Tage mürrischer gezeigt, als gewöhnlich. Plötzlich fing er bald nach Otto's letztem Besuch einmal beim Fleischtranchiren an — er hatte so die Art menschen-

freundlicher Hausväter, alles Unangenehme, was ausgesprochen werden mußte, bei Tisch abzumachen; seine Verdauung schien durch Verdrüß und Kummer der übrigen Familienmitglieder nicht empfindlich beeinträchtigt zu werden — „Hörst einmal, Blanckel,“ rief er und wegte gar dert das Messer dabei, „die dumme Gesicht' mit dem Herrn von Sperber muß ein Ende nehmen! So oder so! Will er Dich heirathen, mir kann's recht sein, ob'schon mir ein Schwiegerjohn lieber wär', der kein Norddeutscher und kein Protestant wär! . . . Meint er aber nur so sein G'spuß mit Dir zu treiben und Dich womöglich ins Gerede zu bringen, da werd' ich ihm das nächste Mal zeigen, wo der Zimmermann das Loch für ihn gemacht hat. Und das fir! Eins, zwei, drei! . . . Und Du wirft Dich halt darnach richten! Schreib Dir das hinter die Ohren! Dixi! Punktum!“

Kachent verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Dixi! Punktum! war das Siegel auf unerschütterlichen Entschlüssen, gegen welche jede Widerrede ausgeschlossen war. Gegenstände verjagen so wenig als Thränen und Bitten, wenn Papa Latschenberger gesprochen und seinen fatalen Punkt unter seine Meinung gesetzt hatte.

Seine Mädchen wußten das. Auch sein jüngstes. Allein so sehr es wünschte, mit dem Manne, den es herzlich liebte, in Freund und Leid vereinigt zu werden, so wenig traute es dem rauhaarigen Vater die Art zu, so heisse Angelegenheit glücklich bringend in die Hand zu nehmen. Er war der Mann nicht, Baron Sperber zu einem Entschluß zu bewegen, den dieser vielleicht noch gar nicht ins Auge gefaßt hatte, und der ihm aus der Pistole geschossen auch schwerlich einleuchten würde.

Vater Otto, das war der Mann dazu! Aber hätte Bianca dem Papa bekannt, daß sie den Vetter schon mit der heiligen Aufgabe betraut habe, dem lieben Baron auf den Zahn zu fählen, so würde sie bei Jenem Alles auf einmal verdorben haben. Denn Ehren-Latschenberger hielt was auf seine Würden als Vater und Bürgersmann. Ein Anderer hatte keineswegs da vorzugreifen. Er brauchte noch keinen Vormund, weder geistlichen noch weltlichen. Er war der Vater seiner Kinder. Und er wußte besser, als irgend Jemand, was sich schickte und wie man für die Seinigen einstand.

Der Erfolg war auch darnach. Bianca gab sich in den folgenden Tagen die größte Mühe, ihren Edgar, den sie auf dem Wege nach und von der Opernschule sprach, von Besuchen im Han'e fern zu halten. Sie klagte ihm die liebe Noth, die sie jetzt mit den Launen des Vaters habe, dem irgend etwas im Geschäft wider den Strich gelaufen sein müsse, denn er sei zänklisch und ungerecht gegen alle Welt, und am ungerechtesten gegen sein jüngstes Kind.

Der Liebhaber hörte dem Mädchen wohl mit Rührung zu; aber gerade Bianca's getrübbtes Wesen regte seine Sorgen auf. Und eines schönen Sonnabends, wo er es vor Sehnsucht nach der behaglichen Stube voll Musik und Blumenduft und dem süßen Mädchen mitten darin gar nicht mehr aushalten konnte, sah er es auf einmal klar als seine Pflicht ein, dem alten Latschenberger den struppigen Kopf zurecht zu setzen und ihm das Unrecht ins Gewissen zu reden, seinem Kinde, solch einem Kinde das Dasein ohne Noth zu vergallen.

Die Gelegenheit hierzu war recht günstig.

Als er mit einem Nierenblumentrauf in der einen, den kurzen Schnurrbart in der andern Hand, geschmiegelt und gebügelt und schönster Erwartungen voll, vor der Thür der Latschenberger'schen Wohnung wartete, bis diese auf sein wiederholtes Klingeln hin geöffnet werde, hörte er drinnen die fetten Stimme des Familienvaters, der da eine seiner Töchter anheerjagte: „Im Zimmer bleibst! Ich werd' schon selber aufmachen. Punktum!“

Und das besorg' er auch. Aber, nachdem die Thür geöffnet war, hieß er den freundlich Grüßenden durchaus nicht willkommen, sondern blieb vierstündig, breitgegrätscht auf der Schwelle stehn und jagte, während er über dem Spitzbauch die schwankenden Quasten seines Schlafrocks durch einander schlang: „Mein lieber Herr Baron, nix für ungut! Aber ich kann nicht umhin zu finden, daß Ihre Besuche für anständige Mädel zu häufig erscheinen. Ich bin der Vater. Ich habe für den guten Ruf meiner Töchter zu sorgen. Und damit nix für ungut, wie schon ge'agt, und ich wünsch' Ihnen anderstwas einen recht vergnügten Abend, Herr Baron, und bleiben S' fein gesund!“

Die Pforte des Latschenberger'schen Paradieses war darauf so rasch vor Sperber's freibleibender Nase geschlossen worden, daß er sich fragte, ob er den ganzen Auftritt nicht geträumt habe, und unwillkürlich die Hand noch einmal nach dem Klingelzug erhob.

Aber im nächsten Augenblick besann er sich auf die Wirklichkeit und, statt noch einmal Einlaß zu verlangen, nahm er den großen schönen Strauß in zornige Hand und warf ihn so heftig auf die so oft glückseligen Herzen überschrittene Schwelle, daß die Papierhülle nur so klatschte und die bunten Kelche, die jäh geknickt, sich kläglich an die harten Bretter schmiegen, als hauchten sie sterbend: warum öffnet ihr euch nicht diesem guten Mann?

Es war der letzte Strauß, den Fräulein Latschenberger von Edgar von Sperber erhielt. Und es braucht nicht gesagt zu werden, daß sie seine Blumen mit Küßen bedeckte, nachdem sie

den Theuren erst die Treppe hinuntergehen gehört und ihm dann verstohlen nachgesehen hatte, bis er um die Ecke der Florianigasse ohne sich umzusehen verschwunden war.

Sie stürzte hinaus, raffte den Strauß, der fast so rauh mißhandelt worden war, wie ihr liebendes Herz, mit beiden Händchen vom Boden auf, und suchte Blumen, die ihr just noch euer Geschick beklagen durften, euch ward ein schönes Los kurz vor dem Tode!

Dem Vater Trost! dem Bekränkten ewige Liebe! Scene und Arie, begleitender Chor und Brummbaß! . . . Angeblich schlaflose Nacht bei sämtlichen Mitwirkenden.

Ob sich Edgar und Bianca den nächsten Tag auf dem Wege zur Opernschule gesprochen haben? . . . Wie Ihr nur so fragen mögt!

Eine Unterredung von einer Länge, von einer Herzlichkeit, von einer Bangigkeit, wie noch keine dagewesen in den Annalen aller Sperber'schen Liebschaften. Alle möglichen Gründe, welche den Allen zu so grobem Vorgehen bewogen haben mochten, wurden erörtert. Verleumdungen, geschäftlicher Arges, Mißtrauen u. Aber, ob es Edgar ehrlich meine, das fragte Bianca nicht.

Das war Vater Otto's Sache! Und überdies, des Mädchens Sinnen und Trachten stand heute nicht auf also bänglichen Erörterungen. Die Frage, ob sie Beide sich ohne Beschwier wiedersehen und weiterlieben könnten, lag ja weit näher und ging Jedem von Beiden so dringend ans Herz, daß andere Fragen dagegen gar nicht aufkamen.

Wenn Bianca jetzt Edgar betrachtete, meinte sie ihn früher nie recht ins Auge gefaßt zu haben, denn dann hätt' es ihr schon früher einleuchten müssen, wie hübsch und wie vernehm er aussah, und wie ihm die Liebe zu ihr aus allen Sinnen leuchtete. Wenn sie ihn jetzt betrachtete, fiel ihr immer ein, was jüngst ihr Gesangsprofessor gesagt hatte, daß ihr nun erst das Licht der Kunst im Herzen aufgegangen sei, daß sie erst vor kurzem die Sprache des Herzens reden gelernt habe . . .

Sie dankte dem lieben Edgar also auch einen merkwürdigen Fortschritt auf ihrer Künstlerlaufbahn! Das entschied über Alles. Und so meinte sie nachgerade vollen Ernstes, ohne diesen Edgar fernerehin nicht mehr leben zu können.

Diese vielleicht etwas voreilige Ueberzeugung wirkte nun weder beruhigend noch klärend auf die stürmische Gemüthsverfassung der leidenschaftlichen Sängerin. Im Gegentheil ward ihre Stimmung immer kriegerischer. Sie meinte sich erzwingen und etrogen zu sollen, was der Vater so voreilig und jähzornig verweigerte.

Sie konnte sich zwar vorherjagen, daß der Mann, welcher einmal sein Dixi! und Punktum! erlassen hatte, sich so bald keines Besseren belehren lassen werde, und auf diese Weise schon gar nicht; allein es war ihr ganz recht, ihn noch mehr ins Unrecht zu setzen, wenn er nicht nur den Mann, welchen sie liebte, von seines Hauses Schwelle grob verjagte, sondern auch ihrem Künstlerlauf sein Veto in den Weg legte. So war's ja klar, daß er ihr Alles verleiden und verwehren wollte, was ihr das Leben überhaupt werth machte, die heilige Kunst und die süße Liebe, und daß sie sich selbst helfen mußte, rücksichtslos, entscheidend, rasch!

In dieser ungeduldigen Laune faßte sie getrosten Muthes die Sache beim verkehrten Ende an.

Sie wartete Vater Otto's Vermittlung gar nicht ab, sondern riß jede Gelegenheit vom Zaune, dem Vater begreiflich zu machen, daß er nichts Eiligeres zu thun habe, wenn er es anders gut mit seiner Bianca meine, als Herrn Baron Sperber wieder höflich in sein Haus einzuladen und den Kontrakt mit Königsberg zu unterzeichnen.

Der Alte verlor alle Fassung ob solcher Frechheit, Unvernunft und Verstocktheit. Er tobte, wettelte, fluchte. Die Mädchen weinten und klagten laut. Auf der Tagesordnung des sonst von Musik und Wohlklang durchzogenen Hauses Latschenberger stand häßlich schallender Verdruß, Zanf und Bekümmerniß die ganze Woche hindurch.

Bianca lief mit rothgeweinten Augen herum und ergab sich einer Verbitterung, die Schlimmes befürchten ließ.

Als nun am Samstag Vater Otto mit seinen menschenfreundlichen Vorjagen angerückt kam, fand er es freilich unmöglich, bei dem über alle Maßen entrüsteten Sviezbürger auch nur das Geringste auszurichten. Sämtliche Latschenberger'schen Herzen kammten in Wuth, und der Rauch, der von diesen wüthenden Herzen aufstieg, umnebelte ihre Häupter so dicht, daß kein Licht der Vernunft und Milde mehr hindurchdrang.

Zimmerhin befremdete den freundlichen Priester der unsinnige Zorn des Alten weit weniger als das schene, wortfarne, seitablickende Wesen seines Nüchterns, das dann mit Eins ins helle Gegenlicht, in ein lachendes, tändelndes, zuthunliches Wandern umschlug, welches ihm die reine Komödie, welches ihm wie eine heitere Maske vorgenommen schien, um finstere Gedanken und Pläne vor seinem hellen Blick zu verbergen. Der kluge Mönch ließ sich davon nicht beirren, er sahste sein Nüchtern nur um so fester ins Auge und sagte es ihm bald auf den Kopf zu, daß es einen Entschluß gefaßt habe, und einen, welcher den Vater wenig erfreuen werde.

Bianca zuckte nur die Achseln dabei, aber sie antwortete weder ja noch nein.

„Kann ich Dir bei Deinem Vorhaben in nichts nütze sein?“ fragte Vater Otto.

„Bei was für einem Vorhaben?“ entgegnete Bianca, ohne daß ihre Harmlosigkeit überzeugend klang. Der Verdacht, daß am Ende doch der Better es gewesen sei, welcher den Vater gegen Edgar in solchen Harnisch gebracht habe, drängte sich ihr wieder auf und hieß sie vorsichtig sein und ihr Geheimniß Niemand preisgeben.

Vater Otto mochte wohl ahnen, was in ihrer unschuldigen Kinderseele sich für ein Better zusammenbraute; aber auch er hielt es nicht für nöthig seine Gedanken zu verrathen, er hob nur sachte drohend den Zeigefinger und sagte sanft: „Madel, mach mir keine Dummheiten!“

„Müßt Du mich auch quälen?“ rief Bianca. „Es thut mir leid, daß Du es diesmal bei uns so schlecht getroffen hast. Aber komm nur recht bald wieder!“

„Na, gar so bald wohl nicht!“ entgegnete lauernd der Priester. „Ich habe viel Arbeit in meiner Bäckerei und werde schwerlich vor vierzehn Tagen wieder nach Wien herein kommen.“

Ein seltsam feiner Leuchte bei dieser Versicherung in des Nüchterns Augen auf. Ei, die verrätherischen Augen! dachte Vater Otto still bei sich.

Bianca kehrte die Blicke derweilen ausweichend gegen Himmel und sagte so nebenhin — es klang nicht laut: „Wie schade! In vierzehn Tagen kann sich Allerhand ereignen!“

„Ja, ja!“ sagte der Better wie ein argloser Mann, der gar nichts merkt, und dann hieß er seine Ruhe sein sanft und verträglich sein und nichts übers Knie brechen. Es werde schon Alles gut werden, mit Gottes Hilfe.

Ja wohl, wird es werden! sagte Bianca hinter ihm drein, da er fort war. Es wird! aber anders, als Ihr denkt!

Hierauf stürzte sie an ihr Schreibtischchen und stellte mit fliegender Feder an Edgar die Frage, ob er sie wirklich liebe.

Ein Dienstmann, den sie von der Straße heraufrief, brachte das Billet an den bezeichneten Ort. Und der Tag hatte sich kaum verfärbt, und Vater Latzchenberger hatte kaum den Weg nach der „Blauen Flasche“ eingeschlagen, als auch schon Antwort in Bianca's Händen war. Sie möchte getrost über Edgar verfügen und seine Liebe auf jede Probe stellen. Er habe keinen sehnlicheren Wunsch, als ihr nützlich zu sein.

Er wußte wohl nicht recht, was er versprach. Aber Bianca zweifelte keinen Augenblick daran, daß es ihm heiliger Ernst mit seiner Beteuerung sei, und daß sie mit ihm machen könne, was sie wolle.

Der andere Tag brachte etwas Klarheit in die Sache.

Auf einem ihrer verstoßenen Spaziergänge, die sie, seitdem der Argwohn des Vaters in Verfolgungswuth ansartete, nur mit größter Vorsicht veranstalten durften, schüttete Bianca dem Geliebten ihr ganzes Herz aus. Sie wollte so bald wie möglich auf die Bühne, so bald wie möglich sich eine selbständige Stellung verschaffen und darum das Engagement in Königsberg um jeden Preis antreten. Der Vater wollte das um jeden Preis verhindern. Allein um ihr Probegastspiel zu absolviren, dazu brauchte sie die Erlaubniß des Vaters nicht. Hatte sie aber erst auf der Bühne gefallen, so konnte der gestrenge Herr seine Einwilligung nicht mehr versagen, zumal sie schon vorher eine Probe unabhängigen und unbeugbaren Willens gegeben haben werde, die ihn schon zur Einsicht und Nachgiebigkeit bewegen sollte. Aber eben dazu brauchte sie Edgar's freundschaftliche Hilfe.

Dieser sah sie fragend an, wie Einer, der noch nicht begreift, was eigentlich von ihm verlangt wird.

Also mußte sie's noch deutlicher sagen. Sie nahm ihn vertrauensvoll bei der Hand und raunte ihm zu: „Edgar, wir müssen fliehen, wenn wir glücklich werden wollen!“

„Fliehen?! Ausgezeichnet!“ rief Sperber. So etwas hatt' er sich schon lange gewünscht; aber in seinen kühnsten Träumen hätte sein Muth sich nicht zu solch einer lauten Ausrufung vertragen.

Er küßte von Freude ganz hingerissen seiner himmlischen Bianca beide Hände. Recht erkannt sah das Mädchen auf ihn herab. Was doch ihr Vorschlag für eine seltsame Wirkung auf den jungen Mann hervorbrachte! Es war doch eine recht schauerliche, gar nicht ungefährliche Sache, ein trauriger Nothbehelf, wo keine andere Hilfe mehr ersichtlich; aber daß er sich über diesen fatalen Vorschlag freute wie ein Kind, dem man den Weihnachtsbaum voller Herrlichkeiten und Süssigkeiten zeigt, das verstand sie nicht recht und fragte sich jählings, ob sie nicht groß Unrecht anstellte.

Allein Zeit und Umstände waren langem Besinnen und Erwägen so abhold, daß sie noch in derselben Stunde Alles verabredeten, was vorbereitet, was unterlassen werden mußte, wenn ihre Flucht aus Wien gelingen sollte.

Am dritten Tag darauf, ziemlich früh am Morgen, hatte sich Bianca von ihrem Vater verabschiedet, um, wie sie vorgab, zu einer Tante zu fahren, die in Gumpoldsdorf einen Weingarten hatte und sich ab und zu im Sommer eine ihrer Nichten zu längerem oder kürzerem Besuch ansah.

An der Sache war nichts Auffallendes. Die Einladung der Tante war schon vorige Woche gekommen; ob man ihr folgen sollte, war gestern ausführlich verhandelt worden. Der alte Latzchenberger erklärte, daß er froh sein wolle, wenn ihm das verweinte Gesicht seiner bodenbüchigen Jüngsten für eine Woche aus den Augen geräumt werde.

Der Gefallen sollte ihm schon erwiesen werden, und zwar für länger, als er meinte! dachte Bianca dabei; aber sie hätte sich wohl, zu sagen was sie dachte.

Mit leichtem Gepäck, was sie zur Noth in der Hand fortzutragen vermochte, so wie man's eben für eine Woche aufs Land mitnimmt, wenn man ein bescheidenes Bürgermadel ist, trat Bianca auf die Gasse.

Daß Eins von den Thringen sie auf die Bahn brächte, hatte sie trotz des Bedrusses, den sie bis zum Abschied reger gehalten, nicht hindern können. Aber die Schwester war's zufrieden, daß sie, an der Südbahn angekommen, in demselben Komfortabel, der Beide herausgebracht hatte, wieder zurückfuhr, ohne die Schmolle bis auf den Perron zu geleiten und zu warten, bis der Zug ab dampfte. Sie hatten sich Beide nichts mehr zu sagen als Lebewohl!

Bianca betrat aber den Perron gar nicht, wartete nur in der Vorhalle so lang, bis der Einpänner mit ihrer Schwester hinter der Linie verschwunden war, und schritt aus einem anderen Thor des Bahnhofs auf einen anderen wohlbekannten Wagen zu, dessen Kutsher, hinter dem rechten Ohr den Strohhalm einer Virginicigarre, im Knopfloch eine großaufgebähte rothe Nase, fast von der gleichen Farbe seiner Nasenspitze, gar ehrerbietig das gnädige Fräulein begrüßte. Er glaubte, sie sei wohl eben mit der Bahn angekommen und sein Herr habe ihr, galant wie immer, seinen Fiaker zur Verfügung gestellt.

Der Schlag klappte zu. Die feurigen Rosse zogen an. Bianca's Entschluß war That geworden.

Sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Vorhänge zu beiden Seiten des Wagens herabzuziehen.

Sie war allein in dem bläulich überstimmerten Gelaß, das mit rasender Eile über das glatte Pflaster dahinstob. Sie presste die Hand aufs Herz und sah sich rund um. Ein kleiner Korb, eine große Decke, ein Reiseecessaire, das war Alles, was sie Außergewöhnliches bemerkte. Die drei Stücke nahmen wenig Raum ein. Es sollte jede auffällige Zurüstung vermieden werden. Edgar hatte solche auch für hinderlich oder gar schädlich erklärt. Was der Mensch auf Reisen braucht, kriegt man für Geld zu kaufen. Und Geld wollt' er mitnehmen, daß er genugsam einkaufen konnte was Bianca's Herz begehrte.

Sie verstand nichts vom Reisen. Sie hatte sich in jeden Vorschlag gefügt, den er gemacht. Sie wollte nur fort, um auf irgend einem Umweg zur rechten Zeit ihr Engagement zu erreichen. Dazu waren freilich noch ein paar Monate Zeit. Aber die würden schon herumgehen, angenehm oder nicht, in irgend einem schönen verborgenen Erdwinkel in Italien, in Frankreich . . .

a ihn ver-
wie müssen

as hat' er
imen hätte
verliegen.
immlichen
n auf ihn
erlung auf
ht schauer-
beheft, wo
ber diesen
Weihnachts-
erstand sie
at anstellte.
imen und
nde Alles
n mußte,

hatte sich
orgab, zu
Seingarten
längerem

adung der
he folgen
Der alte
ihm das
ne Woch:

und zwar
sie hütete

and fort-
uufs Land
ist, trat

hte, halte
gehalten,
den, daß
tabel, der
ymollende
Zug ab-
bedewohl!
nur in
Schwester
anderen
Bagen zu,
lm einer
the Rose,
ietig das
eben mit
ie immer,

ogen an.

hänge zu
elaf, das
ie preßte
er Korb,
was sie
u wenig
n werden.
h erkärt.
Geld zu
sam ein-

in jeden
um auf
erreichen.
Aber die
nd einem
eich . . .



Der kleine Eiderspenige.

Nach dem Felgemälde von Paul Meyer.

sie machte sich keine Gedanken darüber. Sie hatte nur den einen Gedanken: sie wollte fort von Wien, fort von dem grausamen Vater und den quälendsten Schwestern, fort, weit fort, und wollte, um in diesem Vorhaben nicht gehindert zu werden, jetzt von Niemand gesehen und erkannt werden.

Darum hatten sie verabredet, auf keinem Wiener Bahnhofe, wo die Begegnung von Bekannten ja überall zu gewärtigen war, abzureisen, sondern mit Edgar's verlässigem Unnumerirten irgend eine der ferneren Stationen zu erreichen, wo sie zur Nachtzeit ziemlich sicher waren, unerkannt in ein vorherbestelltes Koupe zu steigen. Einmal auf der Eisenbahn eingeschifft, wollte Bianca nicht, ehe sie in anderen Landen war, den Kopf aus dem Fenster stecken, geschweige den Fuß noch einmal auf österreichische Erde setzen. Die Äbrigen fragten sobald nicht nach ihr. Für die war sie im Hause der Tante gut aufgehoben. Bei der herrschenden Verstimmung erwarteten diese auch keine Briefe. Daß ihnen morgen ein Telegramm zugeing, welches ihre Ankunft in Gumpoldskirchen meldete, dafür wollte Sperber sorgen.

All das fuhr wie in einem Wirbel zusammengeballt an Bianca's Denken vorüber. Es hastete nicht. Sie hatte nur für

ein Gefühl Raum: jetzt roll' ich davon! Eine wilde Schadenfreude beherrschte sie. Sie ballte die Fäustchen und stemmte sie auf die Wagentritten und horchte, wie die Räder rasselten, und guckte, wie der Sonnenschein sich mühte, das dichte blaue Gewebe der Vorhänge zu durchdringen.

Wie wird's werden? wird's gelingen? wird sie Schaden nehmen dabei?

Sie schüttelte das Haupt und lächelte. Sie war ihrer selbst sicher, und Sperber war ein braver Mann.

Aber sollte er nicht bereits bei ihr sein? Wenn er sie, wenn sie ihn verfehlte! . . . Ihr Herz schlug bang. Doch das war ja nicht denkbar, daß Edgar nicht Wort halten, nicht auf die Sekunde gewärtig sein sollte. . . . Wie lange fuhr sie bereits? . . . sie wußt' es nicht. Wo war sie jetzt? . . . sie konnt' es nicht sagen. Wo hatten sie sich zu treffen verabredet? . . . sie hatt' es vergessen.

Aber als ob er auf den Ruf ihres Gedankens erschiene . . . ein Pfiff, der Wagen hielt, und Edgar sprang herein, die Thür behutsam hinter sich zuziehend, und weiter sanken die hurtigen Räder
(Fortsetzung folgt.)

Aepfelwein.

Eine Trinkstudie von Emil Pechlau.

Aepfelwein — was soll uns Aepfelwein? werden die meisten Leser fragen. Diejenigen, die ihn nicht kennen, werden auf der Zunge einen leisen säuerlichen Geschmack spüren, und von Denjenigen, die ihn da oder dort kennen gelernt haben, wird den Meisten derselbe Jungeneiz zu Theil werden — nur in etwas härterem Maße. Es giebt aber auch Leute, deren Augen plötzlich aufleuchten, über deren Jüge sich etwas wie Sonnenchein gleitet, wenn sie die Ueberschrift dieser Zeilen lesen. „Da — ehbes vom Moscht!“ ruft jubelnd der Schwabe aus, und der biedere Sachsenhäuer betrachtet schmunzelnd sein Glas „Mauscher“ und freut sich, daß man darüber auch etwas schreiben kann.

In der That kann man den Aepfelwein das „Nationalgetränk“ von Württemberg wie von der ganzen weiteren Umgebung von Frankfurt am Main nennen. Giebt es auch genug andere Landtriche in Deutschland und Oesterreich, wo man das massenhafte Obst zu verwerthen sucht, indem man daraus Wein bereitet — man vertilgt das Getränk doch zumeist noch im süßen Zustande als Most, oder man benutzt es zu anderen Zwecken, wie zur Eßigfabrikation. Wein aber wird nur ausnahmsweise erzeugt. In den genannten Gegenden ist jedoch der Aepfelwein zum Bedarfs- der unteren und mittleren Massen geworden. Er wird als „Züher“, als „Mauscher“ und als Wein das ganze Jahr hindurch verkauft, und in einer großen Anzahl von Wirthshäusern wird nichts als Aepfelwein getrunken. Auf dem Lande und mitunter auch in der Stadt hat man stets ein paar Fäßchen davon im Keller, und auf dem Mittagstische der Familie steht auch der Krug mit „Moscht“, wie in anderen Gegenden das Bierkrügel, das Weinglas oder — die Wasserflasche. Und dieselben kleinen schmierigen und ranchigen Stübchen, die Heiligthümer der Hedergemüthlichkeit, die in Bayern dem Bier, am Rhein und in den österreichischen Nebenländern dem Wein gewidmet sind, stehen hier unter dem Zeichen des Aepfelweins. Vor dem schäumenden, schmutzfarbenen Mauscher oder dem goldgelben Wein sitzen die Gäste stundenlang, von ihm lassen sie sich trösten über häusliches oder geschäftliches Leid, er begeistert sie zu all den Schwaufen und Schmirren, die dann von Mund zu Mund gehen, bis sie in die Wipflätter gelangen, er ist es, der die Miene erheitert und den Kampf ums Dasein, der draußen tobt, vergessen macht, und er ist es auch, der nicht selten zu einem „Kampf ums Dasein“ drinnen führt — ganz wie anderswo, nur daß die letzte Ursache der Erscheinung hier kein Nebengelände und kein Brauhause, sondern ein Apfelbaum ist.

Doch das sind Dinge, die Viele wissen werden, was aber die meisten der Leser in Erstaunen setzen dürfte, ist die Thatfache, daß der Aepfelwein sich ganz im Stillen eine Gemeinde geschaffen hat, die weit über seine eigentliche Heimath, weit über Deutschlands Grenzen hinaus reicht, daß deutscher Aepfelwein in England, Schweden und Rußland getrunken wird, ja daß selbst der südamerikanische Pflanzler sich mitunter ein Fäßlein über das große Wasser kommen läßt.* Wenn man in Frankfurt über die große Mainbrücke geht und den Sachsenhäuer Berg hinanstiegt, da läßt man sich's nicht träumen, daß der Saft all dieser Äpfel, die da in ungezählten Wagenladungen vorübergeführt werden, so weit nach den vier Windrichtungen versendet wird. Und wenn man das nicht gerade herausfordernd in die Welt blidende Fabrikgebäude betrachtet, in dem all diese Äpfel verschwinden, dann denkt man auch nichts weiter, als: ein Aepfelweinproducent mehr! Wen aber der Zufall weiter führt, der erkennt bald, daß hier Fleiß und Ausdauer aus dem Kleinbetrieb heraus, auf den die Aepfelwein-Erzeugung sonst allgemein beschränkt geblieben ist, ein in seiner Art einziges industrielles Unternehmen geschaffen hat. Die Brüder Freywein, denen die Fabrik gehört, sind alte Sachsenhäuer. Vater und Großvater kelterten schon Obstwein, aber erst in den letzten

Jahrzehnten bildete sich aus dem Geschäft ein Großbetrieb heraus, dessen Produkt in alle Welt versendet wird.

Steigt man in die Keller hinunter, so erhält man erst einen Begriff von der ganz gewaltigen Ausfuhr eines Erzeugnisses, von dessen Export bisher in größeren Kreisen kaum etwas verlautete. In zwei Stodwerke dehnen sich kolossale Keller aus, von denen der obere rund 400 Fuß, der untere circa 300 Fuß lang ist. In diesen Kellerräumen lagert neben und über einander Faß an Faß, alle gefüllt mit dem Produkt eines Jahres, denn viel länger hält sich der Aepfelwein nicht. Aus allen Theilen Deutschlands, namentlich aus der Wetterau, dem Taunus, aus Bayern und aus Hannover, werden die Früchte herbeigeschleppt, aus denen all dieser Wein gewonnen wird. Und sie reichen meist gar nicht aus, sodah nicht selten Waggonladungen Äpfel aus Frankreich und Oesterreich bezogen werden. Im Durchschnitt werden in jedem Herbst 50 000 Centner Äpfel verarbeitet, und da 10 Centner ungefähr 3 Hektoliter Wein geben, so erhält man daraus 15 000 Hektoliter Aepfelwein, wovon der weitaus größte Theil nach auswärts verhandelt wird. Der Betrieb selbst ist sehr einfach. Die Äpfel werden in einer durch Dampfkraft getriebenen Mühle zu einem Brei zerrieben, und dieser kommt, nachdem er eine Weile „gezogen“ hat, in die Pressen, deren Einrichtung ja bekannt ist. Der ablaufende „Säße“ wird durch Röhren in die Keller geleitet, wo er alsbald in Gährung geräth. Schon nach 6 bis 8 Tagen ist er „Mauscher“, der an Ort und Stelle stark getrunken wird. Ist die Gährung weiter fortgeschritten, so wird er ungenießbar, und erst im Februar und März wird aus dem im Oktober und November gekelterten Most klarer Wein. Um diesem mehr Haltkraft zu geben, als er ursprünglich besitzt, setzen die Brüder Freywein den sogenannten „Speierling“ zu, einen Wein, den sie aus einer Speierling genannten, sehr herben Birnenart gewinnen.

Fragt man sich nun, was der Aepfelwein so sehr in Aufnahme gebracht hat, so wird man kaum irren gehen, wenn man dies zum großen Theil den Herren Chemikern zuschreibt, die sich um die Analyse des Traubenweins so sehr bemüht haben. Trinkt man eine Flasche Wein für 80 Pfennig, so kann man in den meisten Fällen sicher gehen, daß er Kunstprodukt ist, während man für 25 bis 30 Pfennig einen Liter Aepfelwein erhält, der fast immer ehr sein wird, weil eine Fälschung sich nicht rentiren würde. Und besser als das künstlich gemischte „Nebenbrot“ ist der Aepfelwein jedenfalls, ganz abgesehen davon, daß er auch gesünder ist. In sanitärer Beziehung hat er übrigens vor Wein und Bier manche Vorzüge, ja er wird in neuester Zeit auch vielfach von Aerzten verrieben.

„Während der Genuß von Traubenweinen,“ sagt Otto Lämmerhirt, „das Blut erhit, der von Bier daselbe verdoeben und zu Fieberkrankheiten geneigt macht, das Gemüth mürisch und melancholisch stimmt, wirkt im Gegenfatz hierzu der Genuß von Obstwein verndge seines Gehaltes an phosphorischen Salzen anregend auf die Gehirnthatigkeit, und die Äpfel- und Citronensäure der Früchte belebend auf den ganzen menschlichen Organismus, indem sie durch vermehrte Thatigkeit der Organe die Schlacken aus dem Blute entfernen und so daselbe reinigen.“

Wer übrigens in Württemberg gelebt hat, der wird wohl auch erfahren haben, wie wohlthätig der Genuß des Aepfelweins auf den Gesundheitszustand der Truppen bei den Mäandern einwirkt — eine Gelegenheit, welche für solche Beobachtungen besonders günstig ist. Schwaben zeigt auch, wie sehr durch allgemeine Verbreitung des Aepfelweins der Branntweingenuß und damit all die üble Gefolgschaft des Alkoholismus eingeschränkt werden kann. So darf man sich denn auch nicht wundern, daß der Aepfelwein längst begehrteste Verehrer gefunden hat, die ihn wie Dr. Lucas belangen —

„Der edle Wein belebt mit seinem Feuer
Wohl jede Menschenbrust;
Der Obstwein ist dem Landmann werth und theuer,
Zur Arbeit schafft er Luft!“ —

* Was Frankreich betrifft, so wird dort meist am meisten Aepfelwein erzeugt und verbraucht, und auch dort steigt die Bedeutung dieses Getränkes von Jahr zu Jahr.

und Entschlafenen, die ihn als Universalmittel gegen alle möglichen Krankheiten hinstellen, wie Petich, der ihn „die Muttermilch der Natur“ nannte. Was den Schreiber dieser Zeilen betrifft, so muß er freilich gestehen, daß weder Württemberg noch Frankfurt, trotzdem er da wie dort Jahre verlebte, es vermochten, ihn zum Kesselwein-Apostel zu machen. Das ihn

nene „Nationalgetränk“ erregte wohl seine Neugierde und veranlaßte ihn zu Beobachtungen, die nun in diesen Zeilen kristallisieren — aber er läßt es beim Schreiben und überläßt das Trinken Andern. Kessel-, Citronen- und Phosphor-Säure mögen — wir können es Herrn Kämmerhirt glauben — sehr erfrischliche Dinge sein, aber Manchem sind sie eben — zu sauer.

Blätter und Blüten.

Labyrinth. Auch dem jüngsten Klippichüler sind die wunderbaren Irrgärten und Irrgänge bekannt, von denen uns die alten Schriftsteller erzählen. In Aegypten bestand, nach Herodot, ein Labyrinth mit dreitausend Jellen; auf Kreta baute der athenische Allerweltskünstler Dädalos auf Geheiß des Königs Minos ein Labyrinth, welches wahrheitlich aus einer Menge unterirdischer Gänge bestand und dem weisen Herrscher als Staatsgefängniß diente. Dessen Erbauer selbst wurde darin gefangen gehalten; später benutzte der nicht minder berühmte Krieger das unentrinnbare Gewirre, und Theseus würde sicherlich darin umgekommen sein, wäre die liebliche Ariadne nicht auf den schlauen Gedanken gekommen, ihm den im Laufe der Zeit zum Gemienplatz gewordenen Ariadnesfaden mit auf den Weg zu geben.

Auch Jerusalem besaß ein freilich etwas verkommenes Labyrinth, und es darf somit nicht Wunder nehmen, wenn die Kreuzfahrer, denen das Ding offenbar imponirt hatte, den Gedanken mit nach Hause brachten und ihren Wunden anpflanzten. Es galt jetzt nicht mehr Staatsverbrecher oder Angehener einzusperrern, sondern den frommen Vätern durch ein handgreifliches Beispiel zu zeigen, wie schwer die Seligkeit zu erringen sei. Erz-bischof Albert von Humbert ging mit den guten Beispiele voran und baute während der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in dem herrlichen Dome zu Rheims ein Labyrinth, welches den Lebenspfad und die Gemüths aller Art veranschaulichte, die sich den Christen entgegenhürten. Die Pilger suchten ihren Weg in den Irrgängen, wobei sie Gebete verrichteten und fromme Lieder sangen. Wer sich nicht abbrechen ließ, gelangte zuletzt nach dem Mittelpunkt, wo ein Heiligenbild wurde das Rheimer Labyrinth 1779 dem Erdboden gleich gemacht, weil die Kinder der Stadt darin Versteck spielten und den Gottesdienst störten. So schlimm wird es also wohl mit den Irrgängen nicht gewesen sein.

Dagegen besitzen die Liebweiberkirche zu St. Omer und der Dom zu Bayeux noch heute Labyrinth. Wir führen unsern Lesern zwei dieser Labyrinth im Grundriß vor. Vielleicht besitzen Einige die nöthige Geduld, um sich mit Hilfe eines Stiftes durch die Irrgänge durchzuarbeiten. G. van Rhuden.

Jagdhunde am Feuer. (Mit Illustration S. 773.) Welche Naturwahrheit liegt in diesem einfachen Bilde, das der Künstler mit richtigen Verstande dem Jägerleben abgelauscht hat! Sind diese drei Schweißhunde von echt deutschem Schlage mit allen Kennzeichen ihrer edlen Rasse nicht wahre Prachthiere, wie sie der hirchgerechte Waidmann kaum anders wünschen kann? Und mag der „Saurüde“, der zwischen ihnen als Bierter im Bunde auf der Erde lagert, mit seinem dicken Kopf und dem kurzen „Belang“ immerhin wenig edles Kasseblut verrathen, so ist er trotzdem ein nicht zu verachtender wackerer Geselle, der, wenn es darauf ankommt, so gut wie jene seine Pflicht thut.

Die Jäger, welchen diese Hunde angehören, sind wahrscheinlich vom Feuer weg nicht weit auf einem Färsching abwesend und haben ihre Lieblinge hier „arretirt“, da dieselben beim Anhschleichen an Wild von diesem „erängt“ werden und dadurch der Jagd hindernis sein könnten. So harren sie nun am kalten, nebeligen Wintermorgen frierend, mit gefenkten Köpfen und eingezogenen „Nuten“ im Schnee neben dem sinkenden Feuer des Augenblickes, wo man sie abrufen wird, um auf der „Schweißfährte“

einem „kranke“ geschossenen Stück Hochwild „nachzuhängen“ und dieses entweder zu stellen, oder, wenn es verendet sein sollte, dem Jäger durch „Laut geben“ anzuzeigen. Trotz des Ungemaches der rauhen Jahreszeit halten sie auf ihrem Klappe frei, ohne angebunden zu sein, aus; diese edlen klugen Thiere verstehen ja jedes Wort, und ein solches, ja selbst ein stummer Wint Herr genügt schon, um sie stundenlang zum Weiben anzuweisen. Nur den Saurüden, der weniger an Gehorsam gewohnt ist, hat der Jäger am Hektieren mit einem Schweißhund zusammengekoppelt, dieser wird den leichtfertigen Kameraden schon zu meistern wissen, daß er nicht austreife. Darum jügt sich letzterer mit scheelen Blick in sein Schicksal und denkt vielleicht: „der Klügere giebt nach“. J. C. Maurer.

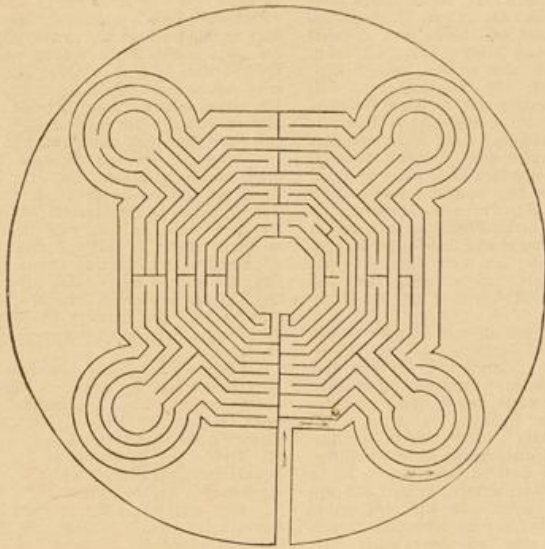


Das Labyrinth der Liebweiberkirche zu St. Omer.

Sie betet einen Kreuzigten als Gott an: man hat ihre große Verführung gemacht, wenn sie ihrem Wahn entsagen und dem Apollo Opfer bringen wollte, aber ihre Antwort ist Nein! und immer Nein! und sie werde sie vor einem Geschöpfe die Arier beugen; die Ehre gebühre nur dem Einen Gott, dem Schöpfer des Himmels und der Erde. Dabei blieb sie standhaft. So hat man sie denn in die unterirdischen Gewölbe des flavischen Amphitheaters, des sogenannten Nolosseums, abgeführt.

Hinrichtungen durch wilde Thiere gehörten bekanntlich zu den Schauspielen dieses Hauses, und die Arena war zugleich Bühne und Schaffot. Die Verbrecher wurden bald werelos, bald bewaffnet Löwen, Tigern, Bären, Stieren preisgegeben, welche gewissermaßen die Rolle der Foltermechte und Scharfrichter übernahmen und die, wie die „Erscheinungen“ in unsern Theatern, durch eine Mechanik aus den Versenkungen der Bühne emporgehoben, in ihren Käfigen aufstiegen. Diese Art Exekution, die so vielen Glaubenshelden die Krone des Martyriums gebracht hat, war eine Zugabe zu den großartigen Thierkämpfen, die neben den Zweikämpfen der Gladiatoren in diesen blutigen, ungeheuren, furchtbaren und doch wunderbaren und märchenhaften Räumen regelmäßig abgehalten zu werden pflegten.

Wir wollen unsere Märtyrerin oder, wie die Süddeutschen sagen, unsere Martyrin, Prisca nennen, weil diese für die erste Blutweiberin des Abendlandes gilt und in der christlichen Kunst aus einer ähnlichen Darstellung bekannt ist. Sie wird abgebildet mit einem oder zwei Löwen, die sich ihr aber gezähmt und schweißwedelnd vor die Füße legen, da sie im entscheidenden Moment von denselben verschont wurde — eine Wendung, wie sie sich in vielen Heiligenlegenden findet, in denen die Märtyrer nach vielen mißlungenen Versuchen, sie umzubringen, erst durch das Schwert getödtet werden. Ich will nur an den heiligen Januarius erinnern, der im Amphitheater zu Pozzuoli den wilden Thieren gleichfalls vergeblich



Das Labyrinth in der Kathedrale zu Rheims.

vorgeworfen ward; die rührende Geschichte des Sklaven Androklos, der einst einem Löwen in der Libyschen Wüste einen Dorn aus dem Rücken gezogen hatte und nachmals in der römischen Arena von dem dankbaren Thiere nicht angegriffen wurde, ist freilich besser verbürgt. Die Hoffnung, daß die Bestien ihre Wildheit vergessen und sich schmeichelnd der Jungfrau zu Füßen legen werden, mag uns über das Entlegen hinweghelfen, das uns beim Anblick dieser antiken Löwenbraut ergreift. „Virtus Christianorum non nisi in ferro vincitur.“ sagt die Legenda aurea im Leben der heiligen Euphemia: die Kraft der Christen erliegt nur dem Schwerte, unter dem das Haupt Pauli gefallen ist. Rudolf Kleinpaul.

Im Spatenklub. (Mit Illustration S. 781.) Immer zerbrach ich mir schon den Kopf darüber, was das häßliche fremde Wort Klub, das sich im deutlichen Volksleben leider immer mehr einnistet, eigentlich zu bedeuten habe. In England, wo wir keine Verechtigung gelten lassen müssen, steht es im Gegensatz zu Society, dem wissenschaftlichen Verein, Union, der großen umfassenden Vereinigung, Association, der launmännischen Gesellschaft oder Handelsverbindung, und Alliance, der staatlichen Verbindung oder dem Bündniß schöner Seelen, gleichviel welcher. Als ich aber das Bild von Marie Laun vor mir sah, fand ich augenblicklich eine lebensvolle Erklärung des Wortes Klub. Ja, ein Spatenklub ist es in der That, der sich hier in den Zweigen der Platane breit macht. Da sehen wir die biederer geübten Spielbürger so recht in ihrem Leben und Treiben veranschaulicht, wie sie sich jahren und jahrsaus hier umhertummeln. Den verspäteten Käfer, der sich vorwiegend zum Tageslicht emporgewagt, hat ein Spatz gepackt, und während er ihn erwirgt, flirzt ein anderer, dann noch ein dritter herzu, und selbst ein vierter möchte noch etwas von der ledernen Beute erhalten, wenn er nur den Muth dazu hätte, darum mitzurufen. Für den Fliegenknäpper, der im vorigen Frühling in der Dorfschule auf dem um das Kaiserbild gehängten Kranz geniffet, hat man in diesem Jahre vorzüglich einen Nistkasten in den Zweigen der Platane ausgehängt; er sieht jetzt leer und verlassen, das scheint aber unsern Spätzen gerade willkommen zu sein. Im Kluge ist der Kasten bezogen, und nun bildet er den fortwährenden Streitpunkt oder Streitpunkt im Spatenklub. Während ein Weibchen schon darin sitzt und sein Männchen vor der Thür, kommt ein zweiter Spatz mit einer großen Feder herbei, und ein dritter mit Halmen im Schnabel wird nur noch einen Augenblick aufgehalten durch die Balgerei um den Käfer. Sobald eine solche aber hier beginnt, eilen sie alle, auch noch ein vierter oder fünfter heran, um auch dabei zu sein. Oberhalb sitzt ein Paar, welches sich um diesen Krakehl nicht bekümmert, denn sie haben beide mit dem ihrigen genug zu thun; sie scheitern einander weiblich aus oder sanken und streiten um des Krackels willen. Weiter abwärts sitzt ein Pärchen, welches sich erst recht nicht um

das Treiben rings umher kümmert; sie liebosen mit einander, als wenn außer ihnen Niemand auf der Welt vorhanden wäre. Muten in der Ecke lauert einer tief in philosophische Betrachtungen versunken. Nach einer Weile hebt aufsteigend trübselig, er ist offenbar ein Idealist, der am besten durch das Leben zu kommen glaubt, wenn er die Augen zutheißt und sich um die harte, alltägliche Wirklichkeit gar nicht kümmert.

Uebersehnen wir das ganze Bild nochmals, so sehen wir den Spatz als getreues Ebenbild des Menschen vor uns. Alle Neigungen und Regungen, Freude und Leid, Zank und Streit, Liebe und Haß giebt es im Spatenleben ebenso wie bei uns. Müßen wir da nicht unwillkürlich fragen, wie würde die Welt aussehen, wenn wirklich das grausame Wort Ausrottung dem Vogel gegenüber, der uns am nächsten steht und in gar mancherlei Dingen auch am ähnlichsten ist, hart und unerbittlich zur Geltung gebracht werden sollte — wie würde die Welt aussehen ohne Späten! Karl Ruß.

Der kleine Widerspenstige. (Mit Illustration S. 785.) Wer in dem Vögel, welchen die Mutter lachend ihrem ungebärdigen Jungen aufzuzüchten will, irgend eine widerlich schmeckende Arznei vermutet, ist im Irrthum.

„Ich wurde mit dem Nistkästchen aufgejogen und hab' mir's niemals wieder abgewöhnt —“ so singt Emil Mittershaus im Geiste deutscher Jugend, und das entscheidende Verlangen nach seinem Nistkästchen, das die fortschrittliche Mama nun hinter die Milchsuppenhüßel gestellt hat, reizt den tapferen Jungen zu solchem geistverzerrenden Widerstand. Die Mama hat gut lachen, sie ist ja eine Frau und kennt das männliche Gefühl für die Nistkästchen nicht; aber selbst wenn sie mit ihrer Löffel endlich den vollen Sieg gewinnt, wird sie später doch die Tiefe der angeborenen Ueberzeugung bewundern, die einst so energisch aus ihrem Kraken gesprochen hat, und welche ein weißes Bardenlied mit dem Worte verewigt: „Das Essen, nicht das Trinken, bracht' uns uns Paradies.“ F. D.

Kleiner Briefkasten.
(Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.)
H. Th. in W. Seit Heinrich Schütz' Geburt waren Anfang October 300 Jahre verfloßen. Die Komposition des berühmten Lustspielers lag auf dem Oherde der hiesigen Komposition, auf welchem er als größter Verehrer Johann Sebastian Bach's erscheint. Ein zweites ganz hervorragendes Verdienst erwarb er sich aber namentlich dadurch, daß er das unter den Medicern in Toskana emporgelommene Musikgenie nach Deutschland einführte: die „Daphne“ des Minicini, nach Martin Drey's Uebersetzung von Schütz mit einer eignen neuen Musik versehen, war die erste Oper, welche in Deutschland komponirt und am 18. April 1627 am Hofe des kaiserlichen Johann Georg's I. von Sachsen an welchem Schütz Kapellmeister war, aufgeführt wurde. — Als Schütz' Beerdigung nachträglich drei Tage angehängt: der 5., 8. und 14. October 1666. Er selbst giebt nach der „Sachsen-Chronik“ den „Tag Anstalts“, also den 14. October, an.

Inhalt: Edelweißkug. Eine Hochlandsgeschichte. Von Ludwig Ganghofer (Fortsetzung). S. 773. — Nämliche Göttern. Von Johannes Scherr. I. Iderius. S. 774. — Ein wunderlicher Schlicher. Novelle von Hans Döpler (Fortsetzung). S. 782. — Kieselwein. Eine Erzählung von Emil Heßler. S. 786. — Blätter und Blüten: Väterliche Vorlesung. Von O. von Knaben. Mit Abbildungen. S. 787. — Jagdwunde am Feuer. Von J. C. Maurer. S. 787. Mit Illustration S. 773. — Die christliche Mut ewig. S. 787. Von Rudolf Kleinpaul. Mit Illustration S. 777. — Im Spatenklub. Von Karl Ruß. S. 788. Mit Illustration S. 781. — Der kleine Widerspenstige. S. 788. Mit Illustration S. 785. — Kleiner Briefkasten. S. 788.

Als Weihnachtsgeschenke empfohlen:
Verlag von Ernst Reil's Nachfolger in Leipzig.

Gottschall, R. v., Friedens- und Kriegsgedichte. 2. Auflage des „Janus“. Eleg. geb. m. Goldschn. 4.50.	Marlitt, Reichsgräfin Gisela. Roman. 7. Auflage. 2 Bände. In 1 Leinenband. 9.—
Hofmann, Fr., Nach fünfundfünfzig Jahren. Ausgewählte Gedichte. Eleg. geb. m. Goldschn. 5.25.	— — — Gabelprinsessen. Roman. 7. Aufl. 2 Bände. In 1 Lub. 10.25.
Ohorn, A., Heimchen. Gedichte. Eleg. geb. mit Goldschn. 4.—	— — — Im Hause des Commerrathes. Roman. 4. Aufl. 2 Bände. In 1 Leinenband. 9.—
Pruch, R., Buch der Liebe. 5. Aufl. Eleg. geb. m. Goldschn. 5.25.	— — — Chüringer Erzählungen. Zub.: Die zwölf Apostel. Der Blaubart. 5. Auflage. 1 Leinenband. 5.40.
Mittershaus, E., Neue Gedichte. 4. Auflage. Eleg. geb. m. Goldschn. 6.50.	— — — Im Schillingshof. Roman. 2. Aufl. 2 Bde. In 1 Lub. 10.25.
— — — Am Rhein und beim Wein. Gedichte. 2. verm. Stereotyp-Ausf. Eleg. geb. m. Goldschn. 3.—	— — — Antmanns Klage. Roman. 3. Auflage. 6.—
Schefer, F., Für Hans und Herz. Letzte Klänge. Eleg. geb. m. Goldschn. 5.70.	— — — Die Frau mit den Karfunkelsteinen. Roman. 2. Bde. In 1 Leinenband. 8.50.
Scherenberg, E., Gedichte. 2. Aufl. Eleg. geb. m. Goldschn. 5.25.	Meyern, G. v., Euredanks Brautfahrt. 1 Leinenband. 5.50.
— — — Neue Gedichte. 2. Aufl. Eleg. geb. m. Goldschn. 2.60.	Reiz, B., Fenrige Kohlen. Roman. 1 Leinenband. 5.50.
Traezer, A., Gedichte. 16. verm. Aufl. Eleg. geb. m. Goldschn. 5.25.	Scherr, J., Goethe's Jugend. Eleg. geb. 4.50.
Ziel, E., Gedichte. 2. verm. Aufl. Eleg. geb. m. Goldschn. 5.25.	Schmid, H. v., Alte und neue O. fahichten aus Bayern. 8 Bde. In 2 Leinenbänden. 8.—
Elbe, A. v. d., Brausefahre. Roman. 2 Bände. In 1 Lub. 7.—	— — — Der Kämper von Tirol. 4 Bände. In 1 Lub. 4.—
Godin, A., Mutter und Sohn. Roman. 2 Bände. In 1 Lub. 7.—	— — — Ruhe und Krone. 5 Bände. In 1 Leinenband. 4.75.
Heimburg, W., Lumpenmüllers Kesschen. Roman. 2. Aufl. 1 Lub. 6.—	— — — Friedel und Oswald. 3 Bände. In 1 Lub. 3.25.
— — — Kloster Wendhausen. Roman. 2. Aufl. 1 Lub. 5.50.	— — — Das Schwalberl. 2 Bände. In 1 Leinenband. 2.50.
— — — Aus dem Leben meiner alten Freundin. Roman. 5. Auflage. 1 Leinenband. 6.—	— — — Gesammelte Schriften. 50 Bände. In 22 Lub. 50.—
— — — Ein armes Mädchen. Roman. 1 Leinenband. 5.50.	Schulz, B. Ch., Nach dem Leben. Novellen. 1 Leinenband. 5.50.
— — — Dazumal. Novellen. Zub.: Unverhanden. — Ursula. Im Banne der Muten. — Das Fräulein Pathe. 1 Lub. 5.50.	Werner, Gartenlaubenblüthen. Inhalt: Ein Geld der Feder. — Verdammt. 2. Auflage. 2 Bände. In 1 Leinenband. 7.—
— — — Erudichens Geirath. Roman. 1 Lub. 5.50.	— — — Am Altar. Roman. 4. Aufl. 2 Bände. In 1 Lub. 7.50.
Hillern, W. v., Aus eigener Kraft. 3 Bände in 3 Lub. 11.—	— — — Glück auf! Roman. 4. Aufl. 2 Bände. In 1 Lub. 8.50.
Reyser, Stefanie, Der Krieg um die Haube. Glockenstimmen. Zwei culturgeschichtliche Novellen. 1 Leinenband. 5.50.	— — — Vineta. Roman. 4. Auflage. 2 Bände. In 1 Lub. 8.50.
— — — Fanfaro. 1 Leinenband. 2.70.	— — — Gelprenge Fesseln. Roman. 3. Aufl. 2 Bde. In 1 Lub. 8.50.
Marlitt, Goldelse. Volksausgabe. 18. Auflage. 1 Lub. 3.80.	— — — Um hohen Preis. Roman. 2 Bände. In 1 Lub. 9.—
— — — Goldelse. Salon-Ausgabe. Illustrirt von Paul Thumann. 2. Auflage. Eleg. geb. m. Goldschn. 10.50.	— — — Frühlingsboten. Roman. 2. Aufl. 1 Leinenband. 5.40.
— — — Das Geheimniß der alten Klamfoll. Roman. 12. Aufl. 2 Bände. In 1 Leinenband. 7.—	— — — Gebannt und erlöst. Roman. 2 Bände. In 1 Lub. 8.50.
— — — Die zweite Frau. Roman. 8. Aufl. 2 Bde. In 1 Lub. 8.50.	— — — De Blume des Glückes. Erzählung. 1 Leinenband. 5.50.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Krüner in Stuttgart. Redacteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Reil's Nachfolger, Druck von A. Wiebe, sämmtlich in Leipzig